

Übersetzen **02/11**

Würdigungen

- Wilhelm-Merton-Preis an Reinhard Kaiser **1**
Deutsch-italienischer Übersetzerpreis an Barbara Kleiner,
Maja Pflug und Julika Brandestini **3**
1. Usedomer Literaturpreis an Radka Denemarková und Eva Profousová **4**
Barthold-Heinrich-Brockes-Stipendium 2/2010 an Peter Torberg **5**
Verleihung des Karl-Dedecius-Preises **6**
Weitergabe des Hieronymusrings an Karin Krieger **6**
Raymond-Aron-Preis an Eva Moldenhauer **8**
Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW für Terézia Mora **9**

Veranstaltungen

- Mit Stilen spielen: Seminar »Imitationen« im EÜK **10**
Alles übersetzbar? Günter Grass im EÜK **11**
Hieronymus-Programm: 12 Sprachen, 12 Nachwuchsübersetzer im EÜK **12**
»Was gibt's hier zu lachen?«: 27. Österreichisches Übersetzerseminar in Ysper **12**
Wir wünschen gute Unterhaltung: Seminar zu Unterhaltungsliteratur im EÜK **13**
8. Wolfenbütteler Gespräch **13**

Nachrufe

- Gisela Perlet **14**

Rezensionen

- Guy Deutscher: *Du Jane, ich Goethe; und: Im Spiegel der Sprache* (Ingo Herzke) **15**
Hermann Ehmann: *Endgeil – Das voll korrekte Lexikon der Jugendsprache; und: Hä?? Jugendsprache unplugged 2011* (Myriam Alfano) **16**
OderÜbersetzen. Deutsch-polnisches Übersetzungsjahrbuch (Dorota Tarach) **16**

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

45. Jahrgang, Juli–Dezember 2011

WÜRDIGUNGEN

Uwe Wittstock

WILHELM-MERTON-PREIS AN REINHARD KAISER

Frankfurt am Main, 28. Januar 2011

Es gibt eine Menge Leute, die nach vielfältigen Erfahrungen zu der Überzeugung gekommen sind, der am häufigsten benutzte Satz zwischen zwei Eheleuten sei nicht der berühmte, gefühlvolle Satz mit den drei Worten und auch nicht die Frage »Wo, zum Teufel, hast du die Autoschlüssel gelassen?«, sondern die resignierende Feststellung: »Du kannst mich einfach nicht verstehen.« Bemerkenswert ist ja, dass sich Verheiratete üblicherweise über einen längeren Zeitraum kennen, mancherlei Erfahrungen miteinander teilen und vielfältige Gelegenheiten haben, an der bilateralen Kommunikation zu feilen. Dennoch misslingen sogar Gespräche zwischen derart eingespielten Partnern oft genug. All das muss uns hier aber nicht interessieren. Festzuhalten ist lediglich, dass selbst Menschen, die sich lange kennen und die gleiche Sprache sprechen, einen Übersetzer gut gebrauchen könnten. Damit sind wir beim Thema.

Verstehen ist nur annäherungsweise möglich

Allerdings lauern nicht nur an der Geschlechtergrenze Stolperdrähte, die jede Kommunikation ins Straucheln bringen können. Da Sprache zu den erworbenen, kulturell vermittelten Fähigkeiten des Menschen gehört, gibt es streng betrachtet so viele unterschiedliche Sprachen wie es individuelle Erfahrungswelten und Erziehungswege gibt. Keine zwei Menschen denken oder sprechen völlig gleich. Dazu noch hat jedes Milieu seine eigene Sprache. Ein Arbeiter der Faust eine andere als ein Arbeiter der Stirn, eine dreiundachtzigjährige Verehrerin von Lady Gaga nicht die gleiche wie eine dreizehnjährige Anhängerin von Johannes Heesters. Von den zahllosen regionalen Dialekten oder den allmählichen historischen Wandlungen der Sprache ganz zu schweigen. Kurzum: Es grenzt an ein Wunder, dass wir uns überhaupt so einigermaßen verständlich machen können. Legten wir die Worte auf die Goldwaage, dann gäbe es wohl keinen gesprochenen oder geschriebenen Text, der von den Lesern oder Zuhörern tatsächlich genau so verstanden wird, wie er von seinem Urheber gemeint ist. Wir glauben nur, uns zu verstehen und verstehen uns doch allenfalls annäherungsweise.

Ich will Sie nicht mit Spitzfindigkeiten der Hermeneutik langweilen, sondern nur die Sensibilität dafür schärfen, was für eine ungeheure, letztlich rätselhafte Leistung es ist, sich durch Sprache verständlich zu machen. Hans-Georg Gadamer hat die Probleme einmal so zusammengefasst: »Die Ausschöpfung des wahren Sinns aber, der in einem Text oder in einer künstlerischen Schöpfung gelegen ist, kommt nicht irgendwo zum Abschluss, sondern ist in Wahrheit ein unendlicher Prozess. Es werden nicht nur immer neue Fehlerquellen ausgeschaltet, so dass der wahre Sinn aus allerlei Trübungen herausgefiltert wird, sondern es entspringen stets neue Quellen des Verständnisses, die ungeahnte Sinnbezüge offenbaren.«

Seine Überlegungen beschreiben allerdings nur die eine Seite des Problems, mit dem sich jeder Übersetzer herumzuschlagen hat. Denn er muss Texte ja nicht nur verstehen, sondern er muss sie dazu noch in eine fremde Sprache übertragen, die sich unter gründlich anderen historischen, kulturellen, sozialen Voraussetzungen geformt hat, die anderen grammatikalischen Gesetzen folgt und in der jedes Wort andere Bedeutungsnuancen hat als vergleichbare Vokabeln in der Ausgangssprache. Zählt der erste Teil der Aufgabe mit Gadamer gesprochen bereits zu den unendlichen Prozessen, dann darf man den zweiten wohl getrost zu den hoffnungslosen Vorhaben rechnen. Mit anderen Worten: Wir müssen uns den Übersetzer als einen

Menschen vorstellen, der sich Tag für Tag an eine im Grunde unlösbare Aufgabe macht und dabei – verfügt er über so herausragende Talente wie Reinhard Kaiser – trotz allem Ergebnisse erzielt, die uns bei der Lektüre vergessen lassen, dass es da überhaupt je irgendwelche Probleme geben hat.

Frankfurt-Fotograf und Übersetzungstheoretiker

Wie vollbringt der Übersetzer diese alltägliche Zauberei? Wie ist das möglich – wo doch sachlich gesehen fast alles dagegen spricht, je ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Antwort auf diese Frage kann man bei dem Multitalent Reinhard Kaiser finden, denn der ist nicht nur ein brillanter Übersetzer und kluger Herausgeber, ein Lektor und Redakteur von Rang, sondern zudem ein vielseitiger, immer überraschender Schriftsteller und ein Fotograf mit besonderem Faible für seine Stadt Frankfurt. Aber all das ist ihm noch nicht genug: Er ist zudem noch ein Übersetzungstheoretiker. Will sagen: Er hat sich einige sehr bemerkenswerte Gedanken über die Grundlagen der Übersetzungsarbeit gemacht. Auf ein paar seiner Überlegungen möchte ich hier eingehen, nicht nur, weil sie begreiflich machen, was das Besondere an Kaisers Übersetzungen ist, sondern auch, weil sie eine Ahnung davon geben, wieso Verständigung allen Hindernissen zum Trotz dennoch gelingen kann.

Zunächst räumt der Übersetzungstheoretiker Kaiser mit dem verbreiteten Missverständnis auf, der Übersetzer müsse zuallererst die fremde Sprache beherrschen, aus der er übersetzt. In Wahrheit, so schreibt Kaiser, sei »gründliche Kenntnis der eigenen Sprache und Geschicktheit im Umgang mit ihr viel wichtiger«. Das zweite Vorurteil, das Kaiser beiseiteschiebt, ist die Annahme, man müsse über die Sachgebiete oder Milieus, von denen die zu übersetzenden Büchern handeln, besonders gut Bescheid wissen. Auch das sei nicht die ganze Wahrheit, schreibt Kaiser, denn mit »dem Bescheidwissen verhält es sich ähnlich wie mit den Fremdsprachenkenntnissen. Es ist – soweit es trägt – hilfreich und nützlich. Es erleichtert die Arbeit, erspart einiges Nachschlagen und Nachfragen. Aber unerlässliche Voraussetzung für das Übersetzen ist nicht Wissen, sondern Wissenwollen, Neugier.«

Natürlich betreibt Kaiser mit solchen Bemerkungen ein haarsträubendes Unterstatement. Denn selbstverständlich beherrscht er Englisch und Französisch exzellent und ist ein ausgewiesener Kenner zahlreicher Fach- und Sachgebiete, von der Psychologie bis zur Soziologie, von der Philosophie bis zur Kunstgeschichte, von Isaiah Berlin bis zu Groucho Marx. Aber dennoch steckt in den beiden Begriffen »Wissenwollen« und »Neugier« meines Erachtens viel von dem Besonderen, das die Übersetzungsarbeit von Reinhard Kaiser ausmacht. Denn trotz seiner sprachlichen und sachlichen Souveränität ist er bereit, jedes neue Buch, das man ihm auf seinen Übersetzerschreibtisch legt, nicht nur als für ihn verständlich, sondern zugleich als ein hermeneutisches Rätsel zu betrachten.

Vielleicht darf ich hier eine persönliche Erinnerung einflechten: Als ich in den neunziger Jahren im S. Fischer Verlag als Lektor und als Herausgeber der *Neuen Rundschau* arbeitete, war ich jedes Mal stolz, wenn ich Reinhard Kaiser dafür gewinnen konnte, einen Aufsatz für den Verlag oder die Zeitschrift zu übersetzen. Das Ergebnis war für mich dann immer wieder beglückend und belehrend zugleich: Denn eine Übersetzung Kaisers überträgt den Text nicht nur ins Deutsche, sondern ist zugleich so klar und stilistisch präzise, dass man den Text, den man im Original kennt, wie neu zu verstehen und zu genießen beginnt.

»Begreife ich den Text tatsächlich richtig?«

Reinhard Kaiser hat die ungeheure sympathische Fähigkeit, nicht nur sofort zu begreifen, worum es in dem entsprechenden Text geht, sondern sich parallel dazu unermüdet die Frage zu stellen: »Begreife ich den Text tatsächlich richtig?« Jedes schnelle Verständnis ist hilfreich, sicher, aber es birgt eben

auch die Gefahr des vorschnellen Verständnisses. Wenn an einem Buch, einem Aufsatz oder auch nur einem einzelnen Satz etwas fremd, neu oder originell ist, dann verstehen wir es eben nicht sofort, denn sonst wäre es nicht fremd, neu oder originell. Zu den Fallstricken der Verständigung gehört aber, dass man jenes Neue – um es sich schnell verständlich zu machen – erst einmal in die vertrauten Schubladen einsortiert und sich so um das eigentlich Neue gleich wieder betrügt.

Kein Wunder also, wenn Reinhard Kaiser darauf besteht, für einen Übersetzer sei Fremdsprachenkenntnis nicht so wichtig wie die Bereitschaft, den fremdsprachlichen Text zu durchleuchten und zu erforschen. Kein Wunder auch, dass Kaiser vom Übersetzer verlangt, nicht allein die Sprache zu erforschen, sondern ebenso das, was durch die Sprache eingefangen werden soll, nämlich die Welt. Denn gerade was fremd, neu und originell ist, lässt sich nicht allein aus Worten, sondern oft besser durch die Anschauung begreifen. Wirklich gut beschreiben kann man nur das, was man gut kennt. Und also kann man auch nur das wirklich gut übersetzen, fügt Reinhard Kaiser hinzu, was man in irgendeiner Weise kennen gelernt hat. Folglich gehört zu seinen eisernen Regeln fürs Übersetzen nicht nur die Aufforderung zur ständigen sprachlichen Selbstprüfung, sondern auch zur Überprüfung der sprachlichen Inhalte in der Realität: »Fast jedes nuancierende Adjektiv«, so schreibt Kaiser, »lässt sich auf mehrere Weise übersetzen. Aber welche Übersetzung in einem bestimmten Fall die treffendste ist, sagt dem Übersetzer weder der Text des Originals noch sein Wörterbuch. Er muss selbst sehen, selbst urteilen und selbst entscheiden. Das gleiche gilt für Schilderungen von Gebäuden, Gesichtern, Landschaften und vielem mehr. [...] Literatur ist ja doch über weite Strecken nichts anderes als die Evokation von Bildern und Geschehnissen, die der Autor – ob in der Wirklichkeit oder in der Vorstellung – gesehen oder erlebt hat. Je mehr von alledem auch der Übersetzer sich vor Augen zu führen oder nachzuerleben vermag, desto solider die Grundlage, auf der er seine Wörter wählt.«

Im ersten Moment klingt das vielleicht gar nicht so überraschend: Wer verstehen will, was ein anderer mitzuteilen versucht, ist gut beraten, wenn er sich anschaut, wovon dieser andere spricht. Doch mindestens zwei Punkte an diesem Werkstattbericht Kaisers sind sehr bemerkenswert: Zum einen möge man daran denken, mit welcher Radikalität manche Theoretiker der Moderne die Literatur vom Leben trennen, mit welcher Entschlossenheit sie die Literatur aus ihrer Bezogenheit auf die Realität herauslösen und einen Text lediglich als Resultat intertextueller Verknüpfungen betrachten. Ich weiß nicht, ob es Texte, die solchen theoretischen Vorgaben entsprechen, überhaupt je gegeben hat. Aber wenn, dann wird aus der Sicht des Übersetzers Reinhard Kaiser klar, dass sie nicht nur unübersetzbar, sondern letztlich auch unverständlich sind.

Optisches Erarbeiten und emotionales Nacherleben

Zum anderen lassen diese Überlegungen erkennen, welche Anforderungen an einen guten Übersetzer zu stellen sind. Kaiser erwartet vom Übersetzer nicht nur, Gadammers unendlichen hermeneutischen Prozess in endlicher Zeit zu bewältigen, nicht nur seine eigene und die fremde Sprache zu beherrschen, nicht nur Kenntnisse zu allen wesentlichen Themen des Buches, das übersetzt werden soll, sondern dass er sich dazu noch das Buch gleichsam optisch erarbeitet und es förmlich nacherlebt. Denn nur wenn er nahe am Erleben des Autors ist, ist er auch nahe an den Worten, die der Autor in jener anderen Sprache gewählt hätte, in die das Buch übersetzt werden soll. Das Verfahren hat Grenzen, das fügt Kaiser sofort hinzu. Wer einen Roman über einen Serienmörder übersetzt, wird keine Mordserie begehen, nur um die Übersetzungsqualität zu steigern. Aber meditative Annäherungen an die dunkelsten Seiten des eigenen Seelenlebens würde Kaiser dem Übersetzer solcher Thriller durchaus empfehlen.

So darf es niemanden überraschen, wenn Kaiser die Aufgabe des Übersetzers schließlich mit der des Schauspielers vergleicht. Auf die Idee brachte ihn ein Buch des Schauspielers Lee Strasberg, das er zu übersetzen hatte. Schauspieler müssen einem vorgegebenen, fremden Text mit den Mitteln ihrer Kunst zu neuem Leben verhelfen – so wie es ein guter Übersetzer auf seine Weise ebenfalls tut. Dabei kann dem Schauspieler nur eine vorbehaltlose Einfühlung in seine jeweilige Rolle helfen. Und Ähnliches empfiehlt Kaiser auch dem Übersetzer, sobald der in den Roman eines fremdsprachigen Autors eintaucht: Den richtigen Ton für die Romanfiguren wird er nur finden, wenn er bereit ist, in seinen eigenen Erinnerungen, also in dem was Strasberg das »emotionale Gedächtnis« nennt, Ausschau zu halten nach stellvertretenden Situationen und Emotionen für das, was die Romanfiguren in ihrer Geschichte erleben.

Es ist nicht zu übersehen: Das alles hat viel mit Kunst zu tun und fast nichts mit dem wortgetreuen Übertragen eines Textes von einer Sprache in die andere. Wer die Atmosphäre eines Buches, wer sein besonderes Aroma von der einen Sprache in die andere retten will, der kann sich nicht auf Nachschlagewerke und Wörterbücher verlassen. Für den wird, um es mit einem Wort Reinhard Kaisers zu sagen, das Übersetzen zur »Kunstübung«, zur Nach- und Neuschöpfung in einer anderen Sprache.

Artistische Fähigkeiten an Grimmelshausen bewiesen

Einen neuerlichen Triumph seines Talents für derartige Kunstübungen hat Kaiser jetzt erlebt, als es gar nicht darum ging, ein Buch aus einer fremden Sprache ins Deutsche zu transportieren, sondern darum, deutsche Romane des 17. Jahrhunderts in das Deutsch des 21. Jahrhunderts zu schmuggeln. Aber ein Zufall ist das nicht. Denn gerade diese Arbeit an den Büchern Grimmelshausens macht die artistischen Fähigkeiten Kaisers besonders deutlich. Denn auch wenn seine Aufgabe lautete, Grimmelshausens Romane in eine heutige Sprache zu bringen, ging es andererseits auf keinen Fall darum, ihnen das 17. Jahrhundert auszutreiben. Kaiser musste sie wie neu aufpolieren und dennoch dafür sorgen, dass sie ihr Alter nicht verleugneten. Er musste sie uns nahe rücken und trotzdem 350 Jahre in der Ferne lassen. Ohne Kunst geht das nicht, ohne Kunst wird eine solche notwendigerweise widersprüchliche Übung nie gelingen. Was Kaiser hier vollbracht hat, ist ein kleines Wunder. Er verletzt den Ton Grimmelshausens nicht, verändert kaum den Rhythmus von dessen Prosa, hält Distanz zu allen plumphen begrifflichen Aktualisierungen und schafft es dennoch, die Bücher auf die Wellenlänge unseres modernen Ohrs einzustimmen, beziehungsweise unser modernes Ohr für die Sprache Grimmelshausens zu öffnen. Man spürt es kaum, aber man wird von Kaiser, diesem grandiosen Nach- und Neugestalter textlicher Vorlagen, umsichtig und fast unmerklich an die Hand genommen und zu allen Schönheiten und Eigenwilligkeiten, Höhen und Abgründen dieser drei Romane geführt wie von einem unsichtbaren Expeditionsleiter. Er lenkt uns ebenso leichtfüßig wie trittsicher über all die längst zugewucherten Pfade, die wir aus eigener Kraft nur mit einer erheblichen Mühe bewältigt hätten – vor der wir, seien wir ehrlich, gelegentlich aus Bequemlichkeit zurückschrecken.

Ohne beeindruckende Sachkenntnis und ohne beneidenswerte sprachliche Ausdruckskraft, aber vor allem ohne großen Kunstverstand wäre es nicht möglich gewesen, Grimmelshausens Romane beim Übersetzen ins zeitgenössische Deutsch neu zu erschaffen. Schon dafür hat Kaiser es verdient, gepriesen und ausgezeichnet zu werden. Wenn man dazu noch an die lange Reihe der Bücher denkt, die er aus anderen Sprachen in sein geliebte Deutsch übertragen und dabei neu erschaffen hat, hat er sich den Wilhelm-Merton-Preis für europäische Übersetzungen wahrhaft redlich verdient.

(gekürzte Fassung)

DEUTSCH-ITALIENISCHER ÜBERSETZERPREIS AN BARBARA KLEINER, MAJA PFLUG UND JULIKA BRANDESTINI

Berlin, 2. März 2011

Wenn wir heute die Leistung der literarischen Übersetzer mit ganz anderen Augen sehen als früher, dann hat das mehrere Gründe. Zum einen sind die Leser empfänglicher geworden für die Qualität und den ästhetischen Wert guter und stilicherer Übersetzungen. Zum anderen legt die Literaturkritik ihr Augenmerk sehr viel intensiver als früher auf die sprachliche, poetische Qualität. Was ich besonders begrüße, ist, dass sich auch die Übersetzer selbst zunehmend erfolgreich für den Wert ihrer Arbeit stark machen. Das BGH-Urteil vom Januar dieses Jahres ist ein Schritt in die richtige Richtung. Verlagen muss klar sein, dass sie ohne die kreative geistige Leistung von Übersetzern im wahrsten Sinne wortlos blieben. Klar ist: Deren Leistung darf nicht nur im Feuilleton gewürdigt werden – sie braucht auch, ganz handfest, eine angemessene Vergütung und, vor allem: verbindliche Regeln. Dafür setze ich mich gerne ein!

Übersetzerförderung ist wichtig

Der Bund vergibt nicht nur Preise für Übersetzer wie heute, sondern wir fördern vor allem – und seit langem! – sozusagen das Alltagsgeschäft des Übersetzers. Seit 1997 vergibt der Deutsche Übersetzerfonds bei der Kulturstiftung des Bundes, die von meinem Haus finanziert wird, Stipendien in Höhe von über einer halben Million Euro jährlich, und zwar sowohl an junge als auch an etablierte deutschsprachige Übersetzer.

Viele der hochgelobten Übersetzungen der vergangenen Jahre sind aus dieser »Werkstatt« hervorgegangen. So wurde auch die diesjährige Preisträgerin Barbara Kleiner mit einem Reisestipendium ausgezeichnet. Um die immense Leistung der Übersetzer noch mehr zu honorieren, habe ich in den letzten drei Jahren eine schrittweise Erhöhung der Bundesmittel des Übersetzerfonds um 50 Prozent durchsetzen können. Da es gerade Übersetzern in ihrem von Zeit- und oftmals auch Finanzdruck geprägten Berufsleben an Möglichkeiten zur Weiterbildung mangelt, hat mein Haus 2009 ein Projekt ins Leben gerufen, das mit gezielten Angeboten für junge Talente das erreichte hohe Niveau festigen und ausbauen möchte.

Die hohe Kunst der Literaturübersetzung besteht gerade darin, dass das, was den literarischen Rang eines Werkes ausmacht, nicht einfach nur hinübertransportiert wird, sondern mit hohem sprachlichen und poetischen Können gestaltet wird.

Diese besondere Qualität zeichnet auch den Großteil der 34 Bewerbungen um den diesjährigen Preis aus, so dass der Jury unter dem Vorsitz von Frau Albath, wie ich hörte, die Entscheidung nicht leicht gefallen ist. Nicht lange überlegen und beraten musste die Jury allerdings bei der Vergabe des Preises für ein Lebenswerk. Maja Pflug übersetzt seit 30 Jahren italienische Literatur ins Deutsche. Sie hat uns zuletzt mit Cesare Pavese's *Einsame Frauen* ein Hauptwerk der italienischen Literatur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts neu geschenkt. Das italienische Kulturministerium hat den Preis für das Lebenswerk übernommen – eine sehr lobenswerte Geste und eine hohe Anerkennung aus dem Land, dem Maja Pflug ihr literarisches Talent gewidmet hat!

Mit Barbara Kleiners Übersetzung von Ippolito Nievo's *Ein Engel an Güte* wird ein sprachlich außerordentlich nuancenreiches, erzählerisch üppiges Werk gewürdigt, das in seiner deutschen Übertragung nichts an Frische und Vielstimmigkeit eingebüßt hat. Den Nachwuchsförderpreis erhält Julika Brandestini. Es macht fast neidisch, dass Sie deshalb einen Monat in der Villa Massimo verbringen können! Ich danke nun den Mitgliedern der Jury, dass sie ihre Kompetenz und ihre Sensibilität für unsere beiden Sprachen zur Verfügung stellen. Dem Auswärtigen Amt danke ich für die gelungene Kooperation. Die

diesjährigen Preisträger und ihre Übersetzungen belegen einmal mehr, was Friedrich von Hardenberg, besser bekannt unter seinem Dichternamen Novalis, Ende des 18. Jahrhunderts zur Kunst des Übersetzens schrieb, dass nämlich »übersetzen so gut als dichten, als eigene Werke zustande bringen« sei – »und noch schwerer, seltener«.

Staatsminister Bernd Neumann

Er heißt Rüdiger Schildknapp. Ein Übersetzer aus dem Englischen, hochbegabt, witzig, weltgewandt, mit dem sich die Salondamen gern umgeben, ein Gentleman, der die Etikette auf lässige Art zu bedienen weiß. Aufgrund seines Berufes ist er eher knapp bei Kasse, aber er beherrscht die Kunst, seine abgewetzten Tweedjackets und gewürfelten Strümpfe so stilvoll zu tragen, dass er wie ein britischer Landadliger daher kommt. Erfunden hat diesen charismatischen Vertreter der Übersetzerzunft Thomas Mann, um ihn seinem urdeutschen Helden, dem Komponisten Adrian Leverkühn im *Doktor Faustus* zur Seite zu stellen. Rüdiger Schildknapp ist der lichtvolle Kumpan, der die Gabe der Unbekümmertheit besitzt und einen ausgeprägten Sinn für Humor hat. Natürlich schreibt ihm Thomas Mann, der mit Rüdiger Schildknapp seinem Freund Hans Reisiger ein Denkmal setzte, auch weniger liebenswerte Seiten auf den Leib, die uns hier nicht weiter kümmern sollen. Die Gestaltung der Figur vermittelt einige Einsichten ins Handwerk des Übersetzens. Der Name Schildknapp signalisiert Gefolgschaftstreue, was durch den ritterlichen Vornamen Rüdiger – so heißt auch der Markgraf von Bechelaren in den Nibelungen – noch unterstrichen wird. Thomas Mann mag damit die loyale Haltung zu Leverkühn im Sinn gehabt haben. Man könnte den Namen aber auch als einen Ausdruck von Vasallentreue der Sprache gegenüber deuten. Mit der eigenen Sprache zu verschmelzen, in ihr vollkommen aufgehoben zu sein und sie wie ein Instrument zu beherrschen – das hat etwas mit dem ritterlichen Bündnis zu tun. Ähnlich verhält es sich mit der Treue zu einem Schriftsteller. Zur Stimme eines anderen zu werden, die eigene Sprachkraft und Lebenszeit in dessen Dienst zu stellen, ohne dass dies größere Beachtung findet oder entsprechend entlohnt wird, ist ohne Zweifel ein Akt der Ritterlichkeit. Unsere Preisträgerinnen legen dieses schildknappsche Vasallentum an den Tag. Barbara Kleiner hat nach dem achthundertseitigen *Bekenntnisse eines Italiensers* von Ippolito Nievo auch noch sein Debüt *Ein Engel an Güte* ins Deutsche gebracht, für das wir sie heute prämiieren. Und für die neapolitanische Schriftstellerin Fabrizia Ramondino gibt es keine standhaftere Vasallin als Maja Pflug.

Die Sphäre des Potentiellen

Der Thomas Mannsche Shakespeare-Übersetzer Rüdiger Schildknapp besitzt aber noch eine aufschlussreiche Gabe. Was ihn nämlich ausmacht, ist sein Spürsinn: »Das Potentielle war seine Domäne, der unendliche Raum des Möglichen sein Königreich – darin und soweit war er wirklich ein Dichter«, heißt es im *Doktor Faustus*. Und genau das ist es, wofür wir heute unsere Preise verleihen. Barbara Kleiner, Maja Pflug und Julika Brandestini erforschen die Sphäre des Potentiellen. Der unendliche Raum der Sprachschwingungen – also das, was nicht direkt ausgedrückt wird, sondern als kultureller oder soziologischer Kontext untergründig transportiert wird – ist ihr bevorzugtes Terrain. Alle drei pflegen ein durch und durch schöpferisches Verhältnis zur Sprache.

Barbara Kleiners Nievo sprüht Funken

Geprägt von den Mailänder Aufklärern verfolgte Ippolito Nievo, der 1831 geboren wurde, für die italienische Einheit eintrat und als knapp Dreißigjähriger ums Leben kam, mit seinen Büchern einen erzieherischen Gedanken, ohne je belehrend zu wirken.

Vor allem seinem Erstling *Ein Engel an Güte* von 1856 merkt man an, wie sehr er seinen Stil an ausufernden Liebesbriefen geschult hatte. Aber es liegt allein an Barbara Kleiner, dass Nievos Debüt auch im Deutschen ein funkensprühender Roman geworden ist. Angesiedelt ist die Geschichte in der Spätphase der Republik Venedig 1749. Inmitten von Korruption und moralischer Verwahrlosung hat sich die junge Morosina ihre schöne Seele bewahrt. Sie bekehrt nicht nur ihren langjährigen Verehrer, einen mit allen Kanalwassern venezianischer Verführungskunst gewaschenen Lackaffen, zu wahrer Liebe, sondern hebt auch den schlauen Plan ihres greisen Vormundes und Zwangsehemannes aus.

Barbara Kleiner vermittelt das Verschmitzte an Nievos Erzählweise ebenso wie seine feinsinnige, an Ariost geschulte Ironie und seinen erzählerischen Übermut. Ein Fundstück ist z.B. die Kapitelüberschrift »Liebesseligkeit«, die im Original »Il dolce d'amore« lautet. Die Übersetzerin umgarnt, umtändelt und umschmeichelt den Leser genauso, wie der alte Inquisitor sein Ziehkind; sämtliche Verführungsstrategien übertragen sich auch auf die Sprache. *Ein Engel an Güte* besitzt das, was dem italienischen Hofmann als erstrebenswert galt: »sprezzatura«, Anmut und Lässigkeit. Erwähnen möchte ich die durchaus gelungene zeitgenössische Übersetzung von Nievos Erstling, die Otto Borchers 1877 unter dem Titel *Ein Engelsherz* bei Wilhelm Grunow in Leipzig vorlegte. Von Walter Benjamin wissen wir, dass Übersetzungen im Unterschied zu Originalen altern. So besitzt Borchers Variante eine gewisse Gravität, die nicht zu Nievos passt. Die Rede von »Engelsherz« und »Sittlichkeit« hat heute einen unfreiwillig großmütterlichen Klang, und Formulierungen wie »der Schlummer senkte sich herab« wirken kitschig. Bei Barbara Kleiner bekommt Nievo seine alte Frische zurück: Ihr *Engel an Güte* ist so glanzvoll wie Venedig an einem Sonnentag.

Maja Pflug: Vielfalt der Register

Auch Maja Pflug, die wir heute für ihr Lebenswerk auszeichnen, hat mit einer beeindruckenden Neuübersetzung von sich reden gemacht. 2009 kam ihre Übertragung von Cesare Pavese's *Die einsamen Frauen* heraus, mit der es ihr gelang, den piemontesischen Schriftsteller von dem bieder-verschmökten Fünfziger-Jahre-Tonfall der ersten Übersetzung zu befreien und ihm seine ursprüngliche Schärfe und Knappheit zurückzugeben. Maja Pflugs Arbeit der letzten Jahrzehnte zeigt die Vielfalt ihrer Register. So fand sie für Pasolinis Briefe einen mal intimen, mal auftrumpfenden Tonfall, während sie in den Romanen und Erzählungen von Natalia Ginzburg die schwierige Balance zwischen Lakonie und zärtlicher Anteilnahme hielt und die karge Schönheit des syntaktischen Rhythmus auch im Deutschen reproduzierte. Auch die sachliche Klarheit, den feinsinnigen Humor und die Unverblümtheit Ginzburgs, die vor allem die Essays auszeichnen, bringt Maja Pflug auf bewundernswert leichtfüßige Art und Weise zum Ausdruck. Mit der skalpellgeübten Präzision einer Chirurgin übertrug sie das Assoziationsgewebe eines Giovanni Orelli und vermittelte den partiturartigen Aufbau seines Buches, arbeitete sich sogar in Details der Fußballgeschichte ein, die mit dem Stürmer Wallace, den Grasshoppers Zürich und Servette Genf zu tun hatten. Und dann die schon erwähnte Fabrizia Ramondino! Ein Vierteljahrhundert lang war Maja Pflug die deutsche Stimme dieser zwischen Spanien, Frankreich und Neapel aufgewachsenen Schriftstellerin, wurde zur Botanikerin und Expertin mediterraner Fauna und Flora, wälzte Enzyklopädien und Lexika, suchte auf Märkten nach Früchten, fand Entsprechungen für süditalienische Apfelsorten, die es längst nicht mehr gibt, für mallorquinische Pflanzen und Handwerkertraditionen.

Elegant verleiht Maja Pflug der Prosa einen schreitenden Rhythmus, den sie auch im Original besitzt. Ohne ihre ritterliche Treue zu Fabrizia Ramondino wäre das letzte Buch der 2008 verstorbenen Schriftstellerin möglicherweise gar nicht

auf Deutsch erschienen. *La Via* heißt es, und es ist ein schwer zu übersetzender Roman über einen Kapitän, der sich in dem Städtchen Acraia von einer Krankheit erholt und lauter Geschichten über die Bewohner erfährt. Die Figuren heben immer wieder zu Monologen an, die sich in ausgedehnten Satzperioden fortschrauben. Im Deutschen hätte sich leicht der Eindruck der Schwere einstellen können, dem Maja Pflug aber durch die Geschmeidigkeit ihrer Syntax entgeht. Ebenso vorbildlich löst sie den im Italienischen festen Regeln folgenden Tempusgebrauch auf. Literarisches Gespür, sprachliche Phantasie, Einfühlungsvermögen, stilistische Vielfalt und Beständigkeit zeichnen das Gesamtwerk von Maja Pflug aus, für das wir sie heute ehren möchten.

Julika Brandestini bewahrt die sardische Schroffheit

Sardinien steht im Mittelpunkt des Buches, für das wir Julika Brandestini den Nachwuchspreis verleihen: *Accabadora* von Michela Murgia. Der jungen Übersetzerin gelingt es, die kulturelle Eigenständigkeit dieser Insel auch sprachlich zu vermitteln. Der archaische Charakter lagert sich in der typisch sardischen Anrede Tzia ab, die Brandestini beibehält. Auch im Original haben die sardischen Begriffe einen exotischen Effekt, den die Übersetzerin im Deutschen geschickt nachbildet. Es gibt die *fillus de anima*, die Seelenkinder, es geht um Totenklagen, *attittu*, und wagemutige Männer, die *balentes* heißen. Feingefühligkeit beweist Julika Brandestini bei den Bildern und Vergleichen Murgias. »Mit dem ledernen Maßband in der Hand, schnell wie eine Spinne«, heißt es bei Brandestini, bewegt sich Tzia Bonnaria um eine Kundin herum und spinnt »ein geheimnisvolles Netz aus Maßen um die reglose Beute«. Der Geruch nach frischem Brot umgibt die Heldin »wie ein Mutterleib«. Murgias *Accabadora* hat in Brandestinis Version dieselbe unbehauene Schroffheit und rätselhafte Anmutung wie im Italienischen. Ich beglückwünsche Barbara Kleiner, Maja Pflug und Julika Brandestini, Königinnen im unendlichen Raum der sprachlichen Möglichkeiten.

Maike Albath (gekürzte Fassung)

Eva Profousová

DANKESREDE ZUR VERLEIHUNG DES 1. USEDOMER LITERATURPREISES

Ostseebad Koserow, 3. April 2011

Als ich keine Zwanzig war und noch in Prag lebte, hat mich die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen fasziniert: die Weltoffenheit und Sprachgewandtheit der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die sich in Geschichten über die damalige Avantgarde widerspiegelten, in Geschichten über Künstler und Literaten, die im Prager Café Slavia zusammenkamen, Zeitungen aus der ganzen Welt lasen und französische, englische oder deutsche Neuerscheinungen diskutierten. Karel Teige, einer der bedeutendsten Kulturtheoretiker jener Zeit, soll sogar aus dem Stegreif – bequem in einem Cafésessel sitzend (und womöglich am Absinth nippend) – ganze Romane übersetzt haben. Wie gerne hätte ich es auch gekonnt!

Fasziniert von Grenzlandschaften

Vielleicht war das einer der Gründe, die mich 1983 in den Westen führten. Die eher spärliche Hamburger Caféhauskultur ließ den Traum von einst allmählich verblassen – dafür fing ich an, mich für Grenzlandschaften zu interessieren. Für Landstriche, deren Völker und Sprachen von keinem hermetisch dichten Eisernen Vorhang abgeriegelt, sondern von einem Fluss oder Bergkamm getrennt wurden: das Elsass, die Tessiner Schweiz oder Südtirol. Mich faszinierten die Momente, wenn je nach Kontext oder Situation plötzlich in eine andere Sprache um-

geschaltet wurde – und ich träumte von einer Gegend, in der auch ich innerhalb eines Satzes vom Tschechischen ins Deutsche und wieder zurück wechseln könnte.

Manche Jugendträume werden wahr. Manchmal sogar gleich mehrere: Heute, schon eine Weile über Zwanzig hinaus und seit Jahrzehnten nicht mehr in Prag lebend, stehe ich hier auf Usedom in einer Grenzlandschaft, die einst sowohl vom Deutschen als auch vom Polnischen geprägt wurde – und lange Jahre im Abseits schlummern musste, bis sie ihre ursprüngliche Schönheit wieder erlangte. Um mich herum klingt wie selbstverständlich Deutsch und Polnisch, sogar das Tschechische mischt sich darunter, die Sprecher schalten mitten im Satz um, je nachdem, wer gerade neu dazugekommen ist.

Dem Räderwerk der Buchstaben Leben einhauchen

Als wäre dies nicht genug, habe ich in der Zwischenzeit auch selbst mehrmals erleben dürfen, wie sich das Bücher-Übersetzen anfühlt. Seitdem weiß ich, dass sich nicht jeder Roman aus dem Stegreif übertragen lässt. Der Versuch, die Übersetzung von Radka Denemarková's Roman im Café Slavia



Hinten, v.l.n.r.: Helmuth Karasek, Radka Denemarková, Eva Profousová, vorn: Doris Lemmermeier, Andreas Kossert, Foto © Geert Maciejewski

aus dem Handgelenk zu schütteln, würde kläglich scheitern. Auch mit ein paar Gläschen Absinth intus. Die Emotionen, die einen Roman nach vorne treiben, und die ihm zugrunde liegende Sprachmelodie, die lassen sich zwar blitzartig erfassen – jedoch nur mühsam wiedergeben. Genau darin aber liegt der Reiz: nach dem verborgenen Mechanismus zu suchen, der dem Räderwerk der Buchstaben das Leben einhaucht. Je präziser die Sprache des Autors, je bewusster sich der Autor seines Werkzeugs bedient, desto einfacher gestaltet sich die Arbeit des Übersetzers. Hat er einmal die Struktur erfasst, braucht er ihr »nur noch« zu folgen.

Zu folgen heißt aber nicht »abzuschreiben«. Ein Übersetzer ist kein mittelalterlicher Mönch, der wertvolle Bücher kopiert. Ein Übersetzer ist eine Art gutartiger Parasit, ein Freund, den es nach Symbiose verlangt: Wie ein Schatten folgt er dem Autor auf Schritt und Tritt, kriecht in seinen Kopf hinein, sieht durch seine Augen, hört durch seine Ohren und schmeckt mit seiner Zunge. Nachdem die Denkweise des Schriftstellers auch die seine geworden ist, nachdem er verstanden hat, was dem Autor teuer und was ihm nur feuchter Dreck ist, worin seine Stärken liegen und wo er nur seine Schwächen pflegt – wenn er also so weit gekommen ist, zieht er sich zurück und macht sich selbst ans Werk. Um an »seinem« Original zu feilen.

Traum in Erfüllung gegangen

Aus Radka Denemarková's weißer Krähe (*bílá vrána*) ist unterwegs nach Deutschland ein weißer Rabe geworden – der sich nun auf Usedom eine Auszeichnung holt. Ich freue mich für Radka und ich freue mich auch für mich: Denn die Tatsache,

dass auch die Übersetzung geehrt wurde, zeigt, wie hoch die Arbeit der Übersetzer mittlerweile angesehen wird. Der nächste Traum, der auf Usedom in Erfüllung geht.

BARTHOLD-HEINRICH-BROCKES-STIPENDIUM 2/2010 AN PETER TORBERG

Übersetzen: Peter, dir wurde im Oktober 2010 das mit 8000 Euro dotierte Barthold-Heinrich-Brockes-Stipendium zugesprochen. Für welches Projekt hast du das Stipendium bekommen?

Peter Torberg: Für gar keins! It's a prize for doing nothing! Das ist ja gerade das Geniale an diesem Stipendium – altgediente Übersetzer sollen eine Auszeit bekommen, in der sie sich besinnen, es sich mal richtig gut gehen lassen und sich auf den Weg begeben können.

Auf was für einen Weg willst du dich denn begeben?

Brockes war ein Dilettant, ein Amateur im alten Sinne des Wortes, der seine Zeit und seinen Reichtum dazu nutzte, sich künstlerisch zu delectieren und sein Herz an die Kunst zu hängen. Ich persönlich werde mich auf den Weg nach Banff in den kanadischen Rocky Mountains begeben. Der dreiwöchige Aufenthalt dort ist zwar ein veritabler »Translation Workshop«, der sich aber sicherlich mit spektakulären Bergwanderungen verbinden lässt.

Wie bist du an dieses und andere Stipendien herangekommen?

Bewerben, bewerben, bewerben! Ich kann allen Kollegen, auch gerade den weniger Erfahrenen, nur anraten, sich immer wieder um Stipendien und Preise zu bemühen. Man kann dabei nur gewinnen – man verliert ja nichts, wenn man es nicht bekommt. Manchmal hat man auch als blutiger Anfänger Glück; wenn man ein Übersetzungsprojekt hat, das einem wirklich am Herzen liegt, und dieses glaubwürdig vertritt, kann man damit durchaus Erfolg bei einem Verlag haben.

Das klingt, als würdest du aus eigener Erfahrung sprechen.

Ja, meine Übersetzerlaufbahn fing genau so vor 27 Jahren an. Ich hatte einen Roman des Amerikaners Raymond Federman gefunden, *Double or Nothing*, den ich unbedingt übersetzen wollte. Da meine Uni-Noten nicht gut genug waren, um die Vorauswahl zu überstehen, bewarb ich mich mit dieser Übersetzung direkt bei der Fulbright-Zentrale um ein Stipendium. Das bekam ich auch prompt, lernte in den USA Federman persönlich kennen und hatte dann großes Glück mit der Übersetzung.

Ich hatte die Probeübersetzung an drei Verlage geschickt, Greno schlug zu, Hans-Magnus Enzensberger, der damalige Herausgeber der *Anderen Bibliothek*, lud mich zu sich nach Hause ein, und Joachim Kaiser bearbeitete die Übersetzung mit mir zusammen. Das war natürlich ein ganz großer Türöffner, der es mir seitdem in gewisser Weise ermöglicht hat, vor allem Bücher zu übersetzen, die ich selbst gut finde. Dadurch ist mir auch nach 27 Jahren Übersetzerleben der Enthusiasmus nicht abhanden gekommen.

Du bist also nicht darauf angewiesen, alles anzunehmen, was dir angeboten wird?

Zum Glück nicht, obwohl ich bis vor kurzem allein eine fünfköpfige Familie von meinem Einkommen finanziert habe. Familie und Arbeit unter einen Hut zu bringen ist für mich der Traum. Meine Kinder auch tagsüber aufwachsen zu sehen, und nicht nur abends vor dem Einschlafen, ist ein großes Privileg. Besonders Spaß macht es mir, wenn ich tolle Sachen finde, die unglaublicherweise noch nie übersetzt worden sind. Solche Schätze sind immer noch zu heben. Bei Klassikern werden die

Rechte frei, oder es stellt sich z.B. heraus, dass in den hundert Jahren seit Erscheinen von Kiplings *Dschungelbuch* noch nie das komplette Werk übersetzt, sondern immer eine bereinigte Jugendfassung erstellt worden ist.

Du bist gerade aus Banff/Kanada zurückgekehrt, Peter. Hat sich der Aufenthalt bei der Übersetzerwerkstatt gelohnt?

Die intensive Arbeit mit Kollegen aus der ganzen Welt bei BILTC, dem Banff International Literary Translation Centre, die Gelegenheit, einmal das eigene Schaffen von außen zu betrachten, Abstand zu gewinnen, ist einmalig. Ich bin zu Kollegen gereist und habe Freunde gefunden. Dazu noch diese Bergwelt des Nationalparks rings um Banff, also, da fehlen mir die Worte. Danke, BILTC, danke, Herr Brockes!

Telefoninterview Anke Burger, 30.5. 2011, ergänzt am 13.7. 2011

Johannes Breckner

DIE VERLEIHUNG DES KARL-DEDECIVS-PREISES Darmstadt, 20. Mai 2011 (erschieden in: *Darmstädter Echo*)

Die beiden Preisträger werden nicht böse gewesen sein, dass sie an diesem Abend nicht die Hauptrolle spielten. Die Verleihung des Karl-Dedecivs-Preises am Freitagabend in der Darmstädter Orangerie feierte vor



Ryszard Turczyn, Karl Dedecivus,
Esther Kinsky
Foto © Kai Mühleck, DPI

allen den Namenspatron dieser Auszeichnung: Karl Dedecivus wurde an diesem Tag neunzig, und die Begrüßungen waren noch nicht vergangen, da erhob sich das Publikum, um das polnische Glückwunschlid »Sto Lat« anzustimmen, was der Jubilar mit erkennbarer Rührung aufnahm. Karl Dedecivus, der Gründer und erste Direktor des Deutschen Polen-Instituts, ist ein Übersetzer von Rang, ein Motor des kulturellen Austauschs zwischen den Nachbarländern, vor

allem aber ein Mann, der viele andere Menschen auf diesem Weg ermutigt und mitgenommen hat.

»Kultur ohne Politik gelingt nicht, Politik ohne Kultur versandet«, sagte er zum Ende der Preisfeier in seiner Ansprache und mahnte, dass Kultur und Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahren vernachlässigt worden seien. »Die Völker haben zweierlei Geschichte«, sagte er, »die eine schreiben die Historiker, die andere die Poeten. Einzeln zur Kenntnis genommen, sind sie nur die halbe Wahrheit.« Das gelte vor allem für Polen, wo die Kultur lange Zeit die staatliche Selbstverwirklichung ersetzen musste.

Nachhaltiges Schaffen des Jubilars Dedecivus

Dedecivus würdigte die Unterstützung des kunstsinnigen Darmstadt, in dem er sich immer zuhause gefühlt habe. Besonders hob er die Rolle der Robert-Bosch-Stiftung hervor, die das Institut und seine Arbeit von Anfang an mitgetragen und beflügelt habe, nicht nur durch finanzielle Mittel, sondern durch praktische Mitarbeit. Der Kuratoriumsvorsitzende der Stiftung wiederum, Kurt W. Liedtke, erinnerte daran, dass seine Institution ohne das Engagement von Dedecivus und seine »umfassende Vermittlungsarbeit« niemals so aktiv geworden wäre in der Übersetzerförderung. Zugunsten der deutsch-polnischen Begegnungsstätte in der Karl-Dedecivus-Schule von Posen brachte er einen Scheck über zehntausend Euro mit.

Für das Deutsche Polen-Institut (DPI) rühmte dessen Präsidentin Rita Süßmuth »das, was man im besten Sinne nachhaltiges Schaffen nennt«, nämlich die Arbeit an bleibender Literatur und an den deutsch-polnischen Beziehungen. DPI-Direktor Dieter Bingen erinnerte an Helmut Schmidts Wort, der Dedecivus einmal den »Pontifex der Versöhnung« genannt hatte, und Oberbürgermeister Walter Hoffmann betonte die Verpflichtung und Verantwortung, die das DPI als in Darmstadt ansässige Institution für die Stadt bedeute.

Glücksmomente der Übersetzer

Die Verleihung der Preise wurde durch einen Gruß Elfriede Jelineks eingeleitet, den die Moderatorin Ruth Fühner vorlas: Die Nobelpreisträgerin gratulierte dem Preisträger Ryszard Turczyn, der sich für die Übersetzung ihrer *Klavierspielerin* in Polen eingesetzt hatte, noch ohne einen Verlag gefunden zu haben. Als Jelinek den Nobelpreis bekam, war dieses Buch das einzige, das in polnischer Sprache vorlag. Für Turczyn war das, wie er sagte, einer der Glücksmomente als Übersetzer. Der deutsche Autor Tim Staffel, dessen Werke von Turczyn übertragen wurden, lobte die Übersetzungen, die »an die Sprache des Originals andocken und ein Klangfeld evozieren, in dem es nicht um die wortwörtliche Übertragung geht, sondern um den Rhythmus eines Textes und das, was man heute gerne seinen ›Sound‹ nennt«. Staffel jedenfalls hat, ohne ein Wort Polnisch zu können, bei einer Lesung von Turczyns Übertragung stets gewusst, um welche Stelle seines eigenen Manuskripts es gerade gehe.

Das Abenteuer der Vermittlung

Der Karl-Dedecivus-Preis wird alle zwei Jahre von der Robert-Bosch-Stiftung vergeben, zwei Übersetzer aus Deutschland und Polen bekommen jeweils 10.000 Euro. Für ihre Übertragungen aus dem Polnischen wurde Esther Kinsky geehrt, die seit einem Vierteljahrhundert als freie Übersetzerin arbeitet und, wie Beata Stasinska in ihrer Laudatio sagte, zu einer Institution geworden ist – auch deshalb, weil sie von Verlagen als Scout lohnender polnischer Literatur geschätzt wird. Übersetzen, antwortete Kinsky in ihrer Dankesrede, ist ein Abenteuer, das nicht aufhört und bei dem, wie in jeder guten Kunst, das Wie wichtiger sei als das Was.

Karl Dedecivus wird das mit Freude gehört haben. Denn er hat nicht nur die eigenen Bücher gemeint, als er in einem bewegenden Schlusswort bekannte: »Wenn es mich nicht mehr geben wird, werden die Wunderdinge bleiben.«

Ulrich Blumenbach

WEITERGABE DES HIERONYMUSRINGS AN KARIN KRIEGER

Wolfenbüttel, 18. Juni 2011

Wir haben es bei der Weitergabe des Hieronymusrings ja traditionell mit den Tieren. Meine Hieronymusmutter Susanne Lange beschwor vor vier Jahren den Löwen herauf, dem unser Schutzheiliger einen Dorn aus der Pfote zog, ich kam vor zwei Jahren mit dem pinguinähnlichen Globi aus Schweizer Kinderbüchern an, und für meine Hieronymustochter Karin Krieger möchte ich unsere imaginäre Menagerie um ein weiteres Fabelwesen bereichern, das Literaturübersetzerinnen als Wappentier dienen kann: das Ungeheuer von Loch Ness. Bei Karin hängt eine Karikatur in der Wohnung, auf der Nessie ausnahmsweise mal nicht abtaucht, sondern oben auf einem Felsen liegt und genüsslich auf die Kameraleute und Fotografen hinabblickt, die es wieder einmal vergeblich suchen. Nessie verkörpert ein Wunschbild vieler Literaturübersetzer: Über den Dingen stehend (oder eben liegend), lassen wir uns selten blicken, aber alle suchen uns.

Streit um den schöpferischen Status von Übersetzern

Nessie hat, wie sich das für ein anständiges Monster gehört, etwas Bedrohliches, und hier besteht eine Parallele zu Karin, die vor zwölf Jahren eine halbe Branche das Fürchten lehrte (die andere Hälfte zeigte sich glücklicherweise mit ihr solidarisch). Karin hatte für den Piper-Verlag Alessandro Bariccos neoromantischen Roman *Seide* übersetzt und das leider übliche mickrige Honorar bekommen. Als 100.000 Exemplare verkauft waren, bat sie unter Berufung auf den Bestseller-Paragraphen um eine Erfolgsbeteiligung. Piper wollte sie mit 1.200 Mark abspesen, Karin nahm sich, von dem dürftigen Angebot brüskiert, einen Anwalt, der außergerichtlich eine Beteiligung aushandelte, und Karin bekam ein Vielfaches der vom Verlag gebotenen Summe. Damit ging die Perfidie aber erst los. Karin erhielt die Nachricht, um sich »kaufmännisch zu schützen«, würden Bariccos Romane künftig in Neuübersetzungen erscheinen. In einem Portrait von Karin zitierte die *Süddeutsche Zeitung* den Piper-Verleger Viktor Niemann damals mit dem Satz, er arbeite lieber mit Leuten zusammen, für die das Übersetzen eine intellektuelle Herausforderung sei und nicht eine finanzielle Bedrohung, was die *Süddeutsche* mit dem Satz kommentierte, dies sei ein kleiner Mord an den guten Übersetzern. Karin ließ sich die kreative Enteignung nicht bieten, reichte Klage ein, und die Urteile der Gerichte bis hoch zum Bundesgerichtshof waren schallende Ohrfeigen für den Verlag: Kriegers Übersetzungen seien »persönliche geistige Schöpfungen«, und Piper müsse Baricco in ihren Übersetzungen veröffentlichen, solange dafür eine »branchenüblich ausreichende Nachfrage« bestehe.

Und das ist der Kaus Knacksus: Es ging um unseren Status als Urheber und Schöpfer. Es ging um den Schutz und die Erhaltung *unserer* Bücher. Es ging darum, dass diese nicht einfach im Rahmen einer Strafaktion für eine unbotmäßige Übersetzerin vom Markt genommen werden können. Karin hat damals einen Musterprozess durchgeföhrt, von dem wir alle profitiert haben und ohne den wir nicht da wären, wo wir heute sind. Auch wenn das BGH-Urteil vom Januar diesen Jahres branchenweiten Bekakelungsbedarf geschaffen hat: Damals war so etwas noch ein Traum. Andere Übersetzer hätten vielleicht den kleinen Scheck genommen und die Klappe gehalten; Karin ist das Risiko eingegangen, von niemandem mehr einen Auftrag zu bekommen, und hat sich nicht kleinkriegen lassen.

Das zu Herzen gehende Zauberwort finden

Damit möchte ich die Gefechte der Vergangenheit allerdings auf sich beruhen lassen. Wir stehen alle in Karins Schuld, aber der Hieronymus-Ring ist weniger eine Auszeichnung für politisch integres Verhalten als eine Ehrung und ein Dank für die Erschaffung bleibender Literatur. Bei Baricco möchte ich allerdings noch kurz bleiben. In einer Rezension hieß es damals, Baricco schreibe »Poesiealben für Erwachsene«. Das ist eine herrlich doppelstimmige Formulierung, denn es gibt kaum eine Textsorte, die durch das angestrebte und gelegentlich verfehlete Pathos dermaßen ausrutschen und auf der Schnauze landen kann wie Texte für Poesiealben. Hier die Gratwanderung zwischen hohem Ton und Schwulst zu schaffen, ist harte Arbeit. In Workshops habe ich Karins Ringen um die Stimmigkeit einzelner Formulierungen ebenso erlebt wie die Leidenschaft, die sie versprüht, wenn sie über Sprache und Literatur spricht. Bei Karin kann man lernen, welche Ausdruckskraft die deutsche Sprache hat und wie man verantwortungsbewusst mit ihr umgeht. Kein Wunder, dass ein Gustav Seibt ihr bescheinigte, »dass sie immer das zu Herzen gehende Zauberwort findet«.

Ich erinnere mich auch an Karins anschauliche Schilderungen, welche zusätzliche Transformationsarbeit beim Übersetzen aus dem Italienischen nötig ist. Italienische Autoren neigen oft zu einem Stil, der, eins zu eins übertragen, im Deutschen als überladen ankäme. Dieser Stil muss runtergedimmt, muss gedämpft werden, um nicht unfreiwillig komisch zu wirken. T.S. Eliot hat über Ezra Pound mal geschrieben – und ich erlaube

mir, das Wort »Dichter« hier durch »Übersetzer« zu ersetzen:

»Die Aufgabe des Übersetzers liegt darin, sich seiner eigenen Sprache bewusster zu sein als andere Menschen, empfindsamer zu sein für die Gefühlswerte und Bedeutungsnuancen eines jeden Wortes, das er gebraucht, sich mehr als andere Menschen der Sprach- und der Wortgeschichte jeder einzelnen Wendung bewusst zu sein und auf sie zu achten.«

Sehnsucht nach einem anderen Meer

Mit dauerhaften Formulierungen für flüchtige Texte hinterlässt Karin Fußspuren im Flugsand der Zeit, aber ihre nachweltfähigen Werke ragen – um im Bild zu bleiben – aus dem Sand empor wie der Arm der Freiheitsstatue, den Charlton Heston am Ende vom *Planeten der Affen* am Horizont erblickt: Da ist Claudio Magris, dessen schopenhauerischer Roman *Ein anderes Meer* eines jener Bücher ist, in denen »das eigentliche Leben wohnt, jenes, das nicht vergeht«. Das ist eine elegische, von Liedern und Reimen durchzogene Prosa, die sich noch Zeit nimmt und das Zeithaben ebenso schildert wie Seemannsgeschichten und Hafentfolklore. *Ein anderes Meer* wäre übrigens auch eine passende Überschrift für ein Kapitel aus Karins Leben: Nach dem Fall der Mauer und damit nach einer Kindheit, Jugend und frühen Berufstätigkeit, in der sie allenfalls die Ostsee zu sehen bekam, gierte sie förmlich danach, das Land ihrer Bücher und die Realia ihrer Autoren mit eigenen Augen zu sehen, und es scheint eine prägende Erfahrung für sie gewesen

zu sein, beim Landeanflug nach Palermo erstmals das Mittelmeer unter sich liegen zu sehen.

Zu Karins nachweltfähigen Werken gehören auch die philosophischen Kurztex-te in Armando Massarentis *Zwergenweitwurf*, die ganz in der Tradition der abendländischen Philosophie keine Antworten liefern, sondern einem ständig den Boden der Erkenntnis unter den Füßen wegziehen. Die Bandbreite der zitierten Figuren reicht übrigens von Hitler, Woody Allen, Papst Benedikt XVI. und Shrek über den Weihnachtsmann, Hannah Arendt,



Karin Krieger und Ulrich Blumenbach
Foto © Ebba Drolshagen

Noam Chomsky und – David Foster Wallace bis hin zu üblichen Verdächtigen wie Wittgenstein, Lessing, Kant und Sartre. Man kann sich ausmalen, lässt es aber lieber bleiben, welche eine Titanenaufgabe es gewesen sein muss, da allein die Zitate zu recherchieren.

Das richtige Wort muss manchmal leise sein

Eine Titanenaufgabe war es auch, die 800 Seiten von Margaret Mazzantinis Roman *Das schönste Wort der Welt* für Dumont ins Deutsche zu stemmen. Spätestens in dieser Chronik der nationalistischen Massaker im zerfallenden Jugoslawien ist mir ein großer Unterschied zwischen Karins und meiner Ästhetik des Übersetzens aufgefallen: Wallace ist im *Unendlichen Spaß* von einer solchen Präzisionsekstase und Beschreibungswut, dass ich beim Übersetzen in die Vollen gehen, meinem Affen stilistischen Zucker geben konnte. Karin dagegen nimmt nie einfach das *stärkste* Wort – sie entscheidet sich für das *richtige*, und das muss oft ganz leise und unauffällig sein. Sie selbst hat für diesen Anspruch wiederholt den Begriff »Demut« gebraucht, aber dabei handelt es sich um eine Demut, die aus Selbstbewusstsein und Können entspringt. *Ars est celare artem*: Wahre Kunst besteht darin, die Kunsthaftigkeit zu verbergen.

Ihren Höhepunkt erreicht Karins Übersetzungskunst für

mich in Ugo Riccarelli Roman *Der vollkommene Schmerz*, einem Epos über mehrere Generationen zweier Familien, die in einem Dorf in der Toskana unter Nationalismus, Industrialisierung und Faschismus zu leiden haben. Riccarelli erzählt neben dem Schicksal der beiden Familien vom Verlust gewachsener Traditionen, vom Verschwinden landschaftlicher Vertrautheit und Geborgenheit. Ich habe mich beim Lesen immer wieder gefragt, wie macht er das bloß, von Schmerz, Verlust und Tod so zu erzählen, dass man sie als Teile des Lebens akzeptiert? Und wie hat Karin es bloß geschafft, diese existentiellen Grenzerfahrungen – noch dazu in einem für sie persönlich sehr schweren Jahr – zu übersetzen? Die Antwort liefert der Roman selbst, denn da kommt es zu einer ganz seltsamen magisch-realistischen Szene: Eine Frau ist von ihrem Schwager vergewaltigt und geschwängert worden. Bei der Geburt des Kindes kommt es zu Komplikationen, der Neffe der Frau und Sohn des Vergewaltigers setzt sich ans Bett der Gebärenden, und dann heißt es in Karins Übersetzung:

»Der Junge umfing die Tante mit seiner Liebe, glättete all ihre Unebenheiten, setzte Adverbien, Präpositionen und Substantive dagegen, schliif damit jede Rauheit ab und errichtete schließlich ein weiches Lager, auf dem Mena sich entspannt ausstreckte und das bisschen Leben zur Welt brachte, das sie in acht Monaten der Schwangerschaft nicht in ihrem Schmerz erstickt hatte.«

Die Sprache wird zur Hebamme, und Riccarelli hat mit dieser Szene ein wuchtiges Bild für die Funktion von Literatur gefunden: Das Grauen der Vergewaltigung kann der Junge nicht aus der Welt schaffen, aber er kann das Leiden an ihr lindern. Mit Nietzsche gesagt: »Der große Stil entsteht, wenn das Schöne den Sieg über das Ungeheure davonträgt.« Riccarelli und Nietzsche sprechen damit auch über Karins und unser aller Tun, denn die übersetzerische Quadratur des Kreises besteht ja darin, das Original rundzulutschen, ohne ihm seine Kantigkeit zu nehmen.

Als Karin nach Italien reiste, hatte sie einen großen Vorgänger, und es macht sich ja immer noch gut, in einer Rede Klassikerzitate unterzubringen. Goethe also spricht in der *Italienischen Reise* von der »Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.« Gemeint ist kein Schriftsteller, sondern der Architekt Palladio, also kann ich umformulieren: Karin hat die Gabe der großen Übersetzerin, die aus Original und Muttersprache ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.

Kurt W. Liedtke

RAYMOND-ARON-PREIS 2011 AN EVA MOLDENHAUER

Berlin, 8. Juni 2011

Die Laudatio auf eine Übersetzerin wie Eva Moldenhauer zu halten, ist nicht einfach. Und dies nicht etwa deshalb, weil es zu wenig zu rühmen gäbe, sondern weil man zu viel weglassen muss. Denn Qualität und Quantität ihres übersetzerischen Oeuvres sind gleichermaßen beeindruckend. Seit 1964 übersetzt Eva Moldenhauer aus dem Französischen. Ihre erste Arbeit galt einem Roman von Daniel Watton *Der Feldzugsplan* und ihre jüngste, für die sie heute mit dem Raymond-Aron-Preis ausgezeichnet wird, dem Werk des französischen Ethnologen Philippe Descola *Par-delà nature et culture*. Dazwischen liegt eine reiche Bibliothek von Übersetzungen bedeutender französischer Schriftsteller und Denker, denn Frau Moldenhauer ist in beiden Gebieten zu Hause, in der Literatur ebenso wie in den Geisteswissenschaften. Ihre Übersetzungsliste – und bereits hier muss ich mehr weglassen, als ich nennen kann – liest sich wie ein Lexikon wichtiger zeitgenössischer Literaten, Essayisten und Wissenschaftler.

Übersetzerin aus Leidenschaft

Dabei erscheint die Gegenwartsliteratur wie ein Auftakt zu einem enorm umfangreichen übersetzerischen Oeuvre mit Titeln etwa von Rachid Boudjedra, Jean-Pierre Faye, Julien Green, Tahar Ben Jelloun, Jorge Semprún, und vor allem Irène Némirovsky und Claude Simon. Dieses Oeuvre erstreckt sich über fast alle geisteswissenschaftlichen Disziplinen, nämlich Anthropologie, Ethnologie, Philosophie, Psychoanalyse, Soziologie, Sprachwissenschaft, Politik und Geschichte. Lassen Sie mich auch hier stark verkürzt und zur Veranschaulichung nur einige Autoren nennen: Claude Lévi-Strauss, Marcel Mauss, Marc Augé, Maurice Merleau-Ponty, Emile Durkheim, Pierre Bourdieu, Roland Barthes, Emanuel Lévinas, André Glucksmann, Paul Ricoeur, Gilles Deleuze, Jean-Paul Sartre, André Gorz, Georges Duby oder Jacques Rancière.

Eva Moldenhauer ist Übersetzerin aus Leidenschaft. Ihr Lieblingsautor ist der Nobelpreisträger Claude Simon, der ihrer Ansicht nach viel zu wenig gelesen wird. Aber auch die Wissenschaft ist ihr wichtig. Unter den von ihr übersetzten wissenschaftlichen Autoren schätzt sie besonders Marcel Hénaff (*Der Preis der Wahrheit* 2009) und Claude Lévi-Strauss, von dem sie sieben Bücher übersetzt hat. Dass sich mit einem solchen übersetzerischen Gepäck im Laufe der Jahre große sprachliche Souveränität, profunde Kenntnis wissenschaftlicher Theorien und einschlägiger Terminologien und ein kritisch geschärfter Geist ausbilden, ist zwangsläufig und kommt dann jeder weiteren Übersetzung erneut zugute. Übersetzer sind immer äußerst genaue und kritische Leser, und wenn ein Autor nach Ansicht von Eva Moldenhauer nicht sorgfältig genug arbeitet, dann kann es schon vorkommen, dass sie weitere Übersetzungsaufträge zu dessen Arbeiten ablehnt.

Förderung des Dialogs in den Geisteswissenschaften

Dass Eva Moldenhauer heute nicht zum ersten Mal einen Preis erhält, verwundert darum überhaupt nicht. Allerdings geht es bei unserer Auszeichnung nicht um die Anerkennung ihres übersetzerischen Gesamtwerks. Der Raymond-Aron-Preis wird vielmehr konkret für ein überzeugend präsentiertes Übersetzungsprojekt von Bewerbern, die »bereits gelungene Übersetzungen veröffentlicht haben« müssen, verliehen. Der alle zwei Jahre ausgeschriebene Preis ist also ausdrücklich als Projektförderung konzipiert, und zwar für eine Übersetzung vom Deutschen ins Französische und eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche. Dotiert ist der Preis mit jeweils 10.000 Euro und einem Druckkostenzuschuss. Sein wichtigstes Ziel ist die Förderung des Dialogs in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

Die Jury beurteilt die Bewerbungen anhand zweier Hauptkriterien: Erwartet wird zum einen eine in sich schlüssige, terminologisch und stilistisch sichere Übersetzungsprobe und zum anderen die Präsentation eines Übersetzungsprojekts aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, das eine »Schlüssel-funktion bei der Vermittlung signifikanter Bewegungen und Entwicklungen zwischen beiden Kulturen« ausüben kann. Unter Berücksichtigung dieser Maßstäbe gelangten unter den 12 eingegangenen Bewerbungen in der Übersetzungsrichtung französisch-deutsch vier Dossiers in die Endrunde, aus der nach sorgfältigem Abwägen Eva Moldenhauer mit dem Projekt zu Philippe Descola, *Par-delà nature et culture* als Preisträgerin hervorging.

Eva Moldenhauers Bewerbung überzeugte die Jury uneingeschränkt und unangefochten. Ich zitiere dazu aus dem Sitzungsprotokoll: »Diese Bewerbung erfüllt die beiden Kriterien der hervorragenden übersetzerischen Leistung einerseits und der hohen wissenschaftlichen Relevanz des Originaltextes andererseits in besonderer Weise.«

Umfassendes System der Mensch-Natur-Beziehung

Tatsächlich erscheint Eva Moldenhauer als prädestinierte Übersetzerin des Werkes von Philippe Descola, dem Nachfolger des von ihr geschätzten und übersetzten Claude Lévi-Strauss auf dem Lehrstuhl für Anthropologie am Collège de France. Sein jüngstes Werk *Par-delà nature et culture* stellt eine umfassende Systematik der Beziehungen zwischen Natur und Kultur, zwischen menschlichem und nichtmenschlichem Universum vor. Worum geht es in diesem gut 600 Seiten starken Buch, das in Frankreich eine Auflagenhöhe erzielte, wie man sie bei wissenschaftlicher Literatur sonst kaum erlebt, und das inzwischen auch in mehrere andere Sprachen übersetzt wird?



Eva Moldenhauer und Kurt W. Liedtke, Foto © Max Lautenschläger

Philippe Descola skizzierte seine Forschungsziele in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France vom 29. März 2001, die 2005 in die Veröffentlichung von *Par-delà nature et culture* einmünden sollten. Seine »Anthropologie der Natur« greift die klassische Frage nach der Beziehung zwischen Mensch und Natur bzw. Kultur und Natur auf, fordert jedoch den »unbefangenen Blick«, »gereinigt vom dualistischen Schleier« der traditionellen abendländischen Kosmologie mit ihrer scharfen Trennung zwischen den beiden Sphären. Aufgrund seiner ethnologischen Forschungen entwirft er ein umfassendes System der Mensch-Natur-Beziehung in einzelnen Gesellschaften.

Entscheidendes Kriterium ist dabei jeweils die Vorstellung davon, welche Verbindung zwischen materiellen, physischen auf der einen und internen, spirituellen Elementen auf der anderen Seite herrscht, ob zwischen Menschen und Erscheinungsformen der Natur eine Kontinuität oder Diskontinuität gilt.

Die Jury des Preises weist darauf hin, dass »Descolas grundsätzliche Fragen der Kulturanthropologie, der Kulturphilosophie und der Naturphilosophie rechtsrheinisch seit den 30er Jahren nicht mehr in so grundlegender und umfassender Weise gestellt wurden. Sie können nun über die Übersetzung in die Diskussion eingespeist werden. Der von Lévi-Strauss übernommene dezentrierte Blick dürfte der Globalisierungstheorie sowie einer interdisziplinär ausgerichteten Kulturanthropologie und Kulturgeschichte in Deutschland neue Impulse verleihen, da hier bislang der Fokus auf der angelsächsischen Debatte liegt. Es ist zu erwarten, dass dieses Buch (...) in Deutschland auf große Resonanz stoßen und eine intellektuelle Debatte auch über den akademischen Rahmen hinaus provozieren wird.« Darauf dürfen wir gespannt sein, wenn Philippe Descolas Werk im Herbst in der deutschen Fassung von Eva Moldenhauer bei Suhrkamp erscheinen wird.

Wie wir wissen, hängt der gelungene wissenschaftliche Transfer auch von der sprachlichen und inhaltlichen Ebenbürtigkeit von Original und Übersetzung ab. In diesem Sinne ist Eva Moldenhauer nach Ansicht der Jury eine preiswürdige Übersetzerin: »Eva Moldenhauers (...) Versiertheit in der einschlägigen Terminologie und ihre hohe Fachkompetenz äußern sich in

einer präzisen, klugen und souveränen Übersetzung. Zugleich gelingt es ihr, auch die poetische Dimension des Originals überzeugend wiederzugeben. So werden schwierige französische Satzkonstruktionen flüssig, elegant und rhythmisch zutreffend wiedergegeben.«

Wir sind stolz und glücklich, dass wir in diesem Jahr wieder eine herausragende Übersetzerin auszeichnen dürfen. Ich überreiche Eva Moldenhauer den Raymond-Aron-Preis 2011 mit meinen herzlichen Glückwünschen.

György Dalos

ÜBERSETZERPREIS DER KUNSTSTIFTUNG NRW FÜR TERÉZIA MORA

Straelen, 30. Juni 2011

Ich möchte diese Laudatio mit der Bekanntgabe eines kleinen Geheimnisses beginnen: Im März 2000, also vor mehr als elf Jahren, hatte ich bereits das Glück, Lobesworte für unsere Preisträgerin von heute, Terézia Mora, aussprechen zu dürfen. Damals erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso Fördererpreis der Bayerischen Akademie der Künste für ihren Erzählband *Seltsame Materie*, eine Ehrung, welche fast nahtlos auf ihren Ingeborg-Bachmann-Preis folgte. Ich zitierte damals aus einem Gedicht des ansonsten als Romancier und Essayist bekannten Sándor Márai, in dem dieser das traurige Schicksal der Exilungarn in der Metapher zusammenfasste: »In einem Bergwerk von Ohio rutschts deine Hand aus, / der Pickel schlägt dann zu und von deinem Namen fällt das Akzent herab.« Die düstere Vorhersage ereilte selbst den Autor, dessen bereits damals bekannten Namen man im Westen häufig als »Marai« schrieb, ebenso wie der Name Kosztolányi noch lange selbst in seriösen Quellen oft als Kostolany erscheint, als ginge es um den berühmten Börsenmakler, von dem Lyriker Attila József gar nicht zu sprechen, dessen Vor- und Nachname mit jedem erdenklichen orthographischen Fehler und falsch ausgesprochen in das deutsche literarische Bewusstsein eingezogen waren. Es dauerte auch ziemlich lange, bis aus Peter Nadas Péter Nádas, aus Peter Esterhazy Péter Esterházy, aus Györgi Konrad György Konrád wurde, und die richtige Schreibweise von Imre Kertész verfestigte sich ebenfalls ungefähr zeitgleich mit seinem Nobelpreis.

Deutsche Autorin von außergewöhnlichem Format

Nun, bei Terézia Mora fiel mir gleich auf, dass die begeisterten Rezensenten der *Seltsamen Materie* ihren Namen fast überall einwandfrei niedergeschrieben haben, was ich als symbolisches Zeichen für etwas Wundervolles und gleichzeitig Allernatürlichstes empfand: Eine Ungarin wächst in der Nähe von Sopron auf, kommt als freie Bürgerin kurz vor der deutschen Wiedervereinigung nach Berlin und findet dort das Medium, in welchem sie ihren Stoff authentisch für die Leser dieses anderen Landes allgemeinverständlich vermitteln kann. Zweifelsohne hat dann in den darauf folgenden Jahren mit der Erscheinung der Romane *Alle Tage* und *Der einzige Mann auf dem Kontinent* eine deutsche Autorin von außergewöhnlichem Format die Bühne betreten. Gleichzeitig blieb aber Terézia Mora sowohl persönlich als literarisch mit tausenden Fäden an ihr Geburtsland gebunden.

Beim Übersetzen entfaltet sich das eigene Schreiben

Das Debüt der *Seltsamen Materie* (1999) und den ersten großen Roman *Alle Tage* (2004) trennten fünf Jahre – man könnte meinen, eine nützliche Denkpause vor dem Formatwechsel. Allerdings erschienen in der Zwischenzeit zwei große ungarische Prosawerke: Esterházy's *Harmonia Caelestis* (2001) und István Örkény's *Minutenromanen* (2002) aus Terézia Moras Fe-

der oder Computer. Und da fast zeitgleich mit *Alle Tage* auch Parti Nagys *Meines Helden Platz* die deutsche Leserschaft erreichte (2005), müssen wir doch annehmen, dass die Entfaltung des Originalwerks parallel zu den Übertragungen lief. Ebenso musste die Arbeit an dem hervorragenden Neuling *Der einzige Mann auf dem Kontinent* (2010) zumindest teilweise analog mit dem Essay Esterházy's *Keine Kunst* (2010) laufen. Dies wirft schon einige Fragen zur Natur der Übersetzertätigkeit auf. Wo steckt der Unterschied zwischen dem Schaffen eines eigenen und der Nachdichtung eines anderen Werkes, wie erlebt man das eine und das andere?

Wie ist das aber bei der Prosa und speziell bei Terézia Moras »ungarischen« Büchern?

Rollenspiele, Gästetexte und Humor

Einerseits gilt für die Prosa die Forderung nach maximaler inhaltlicher und stilistischer Nähe zum Original. Andererseits wird dieses Ziel zweifelsohne mit den eigenen, höchst individuellen sprachtechnischen Mitteln des Übersetzers oder der Übersetzerin verfolgt und beinhaltet notwendigerweise ein Element der Interpretation. Das, was bei der Lyrikübertragung die oft gescheiterte Identifizierung mit dem lyrischen Ich des Originalverfassers ist, bedeutet im Rahmen der Übersetzung eines Prosatextes eine Art Rollenspiel – so gehört zur Übersetzung eines Romans fast eine Art darstellender Kunst. Besonders wenn es sich um dermaßen unterschiedliche Autoren handelt wie Esterházy und Örkény.



Regina Wyrwoll, Generalsekretärin der Kunststiftung NRW (links), und Terézia Mora, Foto © EÜK

Ungarns Literaturwissenschaftler meinen den reichsten aktiven Wortschatz bei dem Romantiker Mór Jókai gefunden zu haben – sie sprechen von fünfzigtausend Worten. Ich wage zu behaupten, dass Esterházy's Vokabular keineswegs ärmer ist. Hingegen kommt der Autor der *Minutennovellen* István Örkény mit kaum mehr Worten als sein gebildeter Leser aus. Esterházy's unendlich erscheinende Monologe ironisieren sich selbst – nehmen wir nur die Auflistung der Familienschätze in der *Harmonia Caelestis* zum Beispiel. Hinzu gehören noch die zahlreichen so genannten »Gästetexte« meistens ohne Gänsefüßchen, welche für die kontextuelle Ironie sorgen. Bei Örkény finden wir nichts dergleichen. Seine *Minutennovellen* leben von der beinahe aphoristischen Kürze. Aber sie sind kein Aphorismen, sondern eben knapp erzählte und pointierte Geschichten, manchmal ganze Miniromane, und er operiert weniger mit kontinuierlicher Ironie als mit trockenem, philosophierendem Humor. Keine der beiden Erzählweisen gehört zu Terézia Moras Eigenheiten, dennoch findet sie für jeden Autor, jedes Buch eine eigene, dritte, vierte, fünfzehnte Sprache.

Ehrlich gesagt, hatte ich sowohl bei der *Harmonia Caelestis* als auch bei den *Minutennovellen* Angst, dass eben Ironie und Humor trotz aller Anstrengung der Übersetzerin bei dem deutschen Publikum nicht gut ankommen würden. Dann aber hörte ich Terézia Mora selber lesen – Örkény's Texte in einem Frank-

furter Kino während der Buchmesse – sie las übrigens auswendig! Und ich konstatierte überrascht, dass die Zuhörer an den richtigen Stellen laut lachten. Vielleicht lag in der Art, wie sie die Texte vorlas, ein Stück Pädagogik, als hätte sie sagen wollen: »Liebe Deutsche! Wenn ihr Worte hört, die ursprünglich ungarisch lauteten, versteht sie bitte zunächst eins zu eins, steckt sie dann aber behutsam zwischen Gänsefüßchen!« Denn aus unserer wackeligen Existenz im 20. Jahrhundert ergibt sich fast als Postulat für Leben und Literatur: Nichts auf der Welt ist eindeutig! Unser Weinen ist zum Lachen, unser Lachen ist zum Weinen. Ungefähr so wie in der von Terézia Mora übersetzten klassischen Örkény-Novelle »Information«:

»Seit vierzehn Jahren sitzt sie hinter dem kleinen Schiebefenster in der Toreinfahrt. Man fragt sie immer nur zwei Sachen. »Wo sind die Büros der Montex?« Worauf sie erwidert: »Im ersten Stock links.« Die zweite Frage lautet: »Wo befindet sich die Müllaufbereitungsfirma Knautsch?« Darauf antwortet sie: »Zweiter Stock, zweite Tür, rechts.« In vierzehn Jahren hat sie sich kein einziges Mal geirrt. Alle bekamen die entsprechende Information. Nur einmal geschah es, dass eine Dame vor dem Schiebefenster stehen blieb und die übliche Frage stellte: »Wo sind, bitte schön, die Büros der Montex?« Woraufhin ihr Blick ausnahmsweise in die Ferne schweifte und sie sprach: »Wir alle kommen aus dem Nichts und werden eingehen in das große stinkende Nichts.« Die Dame legte Beschwerde ein. Die Beschwerde wurde untersucht, diskutiert und schließlich fallengelassen. Es ist ja nun wirklich keine so große Sache.«

Vermittlerin ungarischer Literatur

Terézia Mora hat also viel für die ungarische Literatur in Deutschland getan und wir können mit einer gewissen Genugtuung feststellen, dass sie inzwischen in Ungarn ebenfalls gelesen wird. Die *Seltsame Materie* erschien in Budapest 2001, *Alle Tage* 2006 und *Der einzige Mann auf dem Kontinent* soeben, 2011.

(gekürzte Fassung)

VERANSTALTUNGEN

Doreen Daume

MIT STILEN SPIELEN: SEMINAR »IMITATIONEN« IM EÜK

Straelen, 26. – 30. Januar 2011

Ausgedacht und durchgeführt haben das Seminar *Imitationen*, angekündigt als *Sprach- und Stiltraining für erfahrene Literaturübersetzer*, Rosemarie Tietze als Übersetzerin und Katja Lange-Müller als Autorin. Dabei handelte es sich um ein »Experiment«, wie die beiden sagten.

Bei der Rekapitulation der dreieinhalb denkwürdigen Tage werden sich den Teilnehmern (10 ♀ + 1 ♂) wahrscheinlich zahllose märchenhafte Adjektive aufdrängen. Doch wären diese in einem Bericht wahrscheinlich ebenso fehl am Platz wie etwa akademischer Jargon.

Nach der Absolvierung des Seminars dürfte das Zappen vom einen Ton zum anderen oder die Übersetzung märchenhafter Adjektive in Akademikerjargon keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Das Gespür für die Grenzen zur Parodie wurde geschärft und der Zusammenhang von Inhalt und sprachlicher Form illustriert.

Eignungstest und Hausaufgaben vorab

Um auf die Shortlist der potentiellen Seminarteilnehmer zu gelangen, musste man sich vorab einem kleinen, bereits hoch-

amüsanten Eignungstest unterziehen. Damit war man auch gleich mitten in der Thematik. Die Aufgabe bestand darin, anhand von wenigen, gleichbleibenden Stichpunkten zwei verschiedene Texte zu produzieren, mit den Variablen Stil, Perspektive und Adressat. Ob Stammtischmonolog, Drama am Mittagstisch, Meldung in einer Lokalzeitung oder Kinderbrief, wichtig war nur, streng im einmal gewählten Genre zu bleiben, textsortenfremde Elemente bei Wortwahl und Syntax als Fremdkörper zu entlarven und mit passenderem Sprachmaterial zu ersetzen.

Derart shortgelistet und warmgelaufen gab es, noch immer vor Seminarbeginn, zwei weitere Hausaufgaben: zum einen eine Übersetzung vom Deutschen ins Deutsche, und zwar des Märchens *Rotkäppchen* der Gebrüder Grimm in eine möglichst nüchterne Berichterstattung. Das zuckrige »Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter ...« sollte also zu einer staubtrockenen Meldung umgeformt werden. Dabei konnte man staunen über alles, was unterwegs mit dem Text geschieht, und über das, was bei einem derartigen Versuch herauskommen kann. Zu guter Letzt sollte noch eine kurze, möglichst unakademische Stilanalyse der Erzählung »Das Eisenbahnglück« von Thomas Mann versucht werden. Es galt herauszufinden und zu formulieren, welche sprachlichen Mittel bei Mann welche Wirkungen erzeugen.

Thomas Mann und Christa Wolf nachdichten

Alles zusammen bildete den größten Teil des Textmaterials, das im Laufe des Seminars zur Diskussion stand. Zusätzlich zu zwei kleinen Extra-Imitationen, die noch schnell vor Ort, in den Mittagspausen und abends, verfasst wurden: Das vorgegebene Material (die Stichpunkte und das Märchen) sollte im Stil von Thomas Mann bzw. von Christa Wolf nachgedichtet und eventuell parodiert werden. Dazu waren die sehr spezifischen Schreibweisen beider Autoren vorher im Teamwork genau mikroskopiert worden. Die entstandenen Texte fielen wirklich verblüffend aus, manche nachgerade sensationell – auch wenn das ein hier unerwünschtes, märchenhaftes Adjektiv ist.

Aufgelockert wurde das Riesenspensum durch einen halben Nachmittag, den der Gast Michael Lentz bestritt, der darüber referierte, wie er in seinem 2007 erschienenen Buch *Pazifik Exil* die Stimmen seiner Protagonisten ins Lentz'sche übertrug.

Idealer Nährboden für Inspirationen

Trotz der beträchtlichen Stoffmenge war die Stimmung durchwegs euphorisch, und es gab so viel zu lachen wie noch nie – ein idealer Nährboden für Inspirationen, Einsichten und einsetzende Lernprozesse. Die entspannte Atmosphäre und die gute Laune waren sicher einerseits auf das gekonnte Experimentieren der Seminarleitung zurückzuführen, andererseits aber auch auf die geglückte Zusammensetzung der Gruppe. Das kreative Potential, das sich die einzelnen Teilnehmer herauskitzeln ließen, beflügelte immer auch die jeweils anderen, und die Ergebnisse haben offenbar alle überrascht: Das Seminar war ein Volltreffer.

Ljubomir Iliev, Sofia

ALLES ÜBERSETZBAR? GÜNTER GRASS IM EÜK Straelen, 14. – 16. März 2011

Die sechste Veranstaltung der 2007 gestarteten und in Kooperation mit der Kunststiftung NRW durchgeführten Straelener Atriumsgespräche des EÜK stand unter dem Vorzeichen der Einmaligkeit: Noch nie war ein so exponierter Autor wie Günter Grass im Mittelpunkt des Gesprächs, noch nie wurde über ein Buch diskutiert, dessen Übersetzbarkeit eher unwahrscheinlich ist. Diesmal galt es nicht, im Zuge einer bereits begonnenen Übersetzung eines erfolgreichen deutschsprachigen Romans gemeinsam mit dem Verfasser Wort für Wort, Satz für Satz Bedeutungen, Sprachwurzeln und kulturelle Kontexte zu ergründen, bevor das Werk in die Buchläden der Welt gelangt. An diesem Punkt waren Silvia Brice (Lettland), Pilar Estelrich (Katalonien), Jan Gielkens (Niederlande), Ljubomir Iliev (Bulgarien), Grita Löbsack (Spanien), Geoffrey Mulligan (Großbritannien), Per Øhrgaard (Dänemark), Miguel Sáenz (Spanien) und Oili Suominen (Finnland) noch lange nicht. Denn wie kein zweites Buch vor ihm spielt *Grimms Wörter. Eine Liebeserklärung* mit der deutschen Sprache.

Ein Albtraum für Übersetzer

Das im vergangenen Jahr erschienene Werk basiert auf dem 32-bändigen Wörterbuch der Brüder Grimm, die Liebeserklärung gilt der deutschen Sprache. »Von A wie Anfang bis Z wie Zettelkram« wird der Leser in Grass' Buch durch die deutsche Sprach-, Wort- und Literaturgeschichte geführt. Jedes Kapitel ist einem Buchstaben gewidmet – ein Albtraum für Übersetzer. Es geht um die Grimms und um Grass, um Lebensgeschichten, die nach Vorgabe der alphabetischen Reihenfolge erzählt werden. Und dann gibt es noch A- und B- und E-Gedichte, in denen die Buchstaben eine tragende und vor allem rhythmisierende Rolle spielen. Genau da aber hapert es bei den meisten europäischen Sprachen. Der Literaturnobelpreisträger hatte es schon beim Schreiben vermutet: »Dieses Buch ist unübersetzbar.«

Und doch kam er ins EÜK, um – wie seit mehr als dreißig Jahren beim Erscheinen eines neuen Werks von ihm – mit seinen Übersetzern ihre Annäherung an seinen Text persönlich zu besprechen. Dabei stellte sich schnell heraus, dass eine Übertragung des Textes nur durch sprachliche Nähe zum Deutschen überhaupt möglich wird. Denn wie soll ein Kapitel zum Buchstaben Z in eine Sprache wie Finnisch übertragen werden, die kaum Wörter mit Z besitzt und wo das Alphabet auch über das Z hinausgeht? Und wie in Sprachen mit kyrillischen Buchstaben? Die Übersetzer in der illustren Runde verzweifelten zunehmend; manche würden ihren Landsleuten sogar empfehlen, ein »bisschen Deutsch zu lernen, um *Grimms Wörter* im Original zu lesen.«

Kein Wunder, dass der niederländische und der dänische Kollege am dichtesten ans Original kommen: Die Sprachen sind verwandt und lassen eine Übertragung zu. Aber auch hier tauchten Fragen auf: Was macht der dänische Übersetzer im B-Kapitel mit »Besen«, wenn das Wort in seiner Sprache mit »K« anfängt? Er nimmt »buketter af birkeris« und weiß selber, dass Hexen eben nicht auf Birkenreisig um den Blocksberg fliegen. Beide Übersetzer verwenden auch viele Wörter aus dem Original in ihren Übertragungen: »Zettelkram« verweist auf die Sammelmethode der Brüder Grimm und wird auch in Holland oder Dänemark irgendwie verstanden. Dennoch sind beide noch nicht endgültig entschlossen, das Buch zu übersetzen. Sie wollen sich erst noch einige Zeit intensiver mit den Möglichkeiten und Schwierigkeiten befassen.

Verzicht auf die Originalsprache

Ein diskutierter, aber einhellig verworfener Vorschlag war es, schwer übertragbare Stellen einfach auf Deutsch zu erhalten.

In Klammern folgen dann eine wortwörtliche Übersetzung des Originals und deren Erklärung; auf die Übertragung von Redensarten wie »in Bausch und Bogen« oder »Gift und Galle« wird komplett verzichtet. Das Problem: Der Text quillt über von Klammern. »Das ist ein unterhaltsamer Langenscheidt, ein Sprachkurs«, meinten die anwesenden Sprachkünstler. Aber wird dadurch nicht der Reiz des Originals ausgeklammert?

So abträglich dies für die internationale Verbreitung seines Werks auch sein mag: Die Klagelieder schmeckten dem Autor – assistiert von den exzellent vorbereiteten Moderatoren Helmut Frielinghaus und Denis Scheck – ganz offensichtlich. Denn er erteilte seinen Übersetzern einen seltenen Freibrief – mit dem sie freilich nicht so recht umgehen mochten – und sprach sich für eine weitergehende Methode aus: »Der Roman ist im herkömmlichen Sinne nicht zu übersetzen. Aber ich möchte euch Mut machen, sich den Stoff auf eine andere Weise anzueignen, ihn neu auszuloten, vielleicht als Autoren in den Vordergrund zu treten. Lasst euch was einfallen, führt das Buch mit eurer Sprache einfach weiter, dichtet hinzu, wo Hinzudichtungen nötig sind! Bringt euch selbst ins Spiel!« Und als das Schweigen auf diese Worte kein Ende nehmen wollte, resümierte der 83-Jährige vergnügt: »Es wäre ein echtes literarisches Experiment – ein literarisches Wagnis.«

So keimte zum Schluss die Hoffnung auf, dass sich Grass und seine Übersetzer in zwei Jahren zum selben Thema im Europäischen Übersetzer-Kollegium an der Kuhstraße in Straelen wiedertreffen: Dort, wo Weltliteratur gemacht wird.



Intensives Ringen mit Grimms Wörterbuch im Atrium. Foto © EÜK

Anastasia Kamarauli

HIERONYMUS-PROGRAMM: 12 SPRACHEN, 12 NACHWUCHSÜBERSETZER IM EÜK

Straelen, 3. – 10. April 2011

12 Sprachen, 12 Teilnehmer, 12 Texte. Dazu noch 6 Mentoren, verschiedene Gäste und ein großes, altes Haus aus dem 18. Jahrhundert voller Bücher. Ungefähr so kann man sich das Seminar für Nachwuchsübersetzer unter der Leitung von Thomas Brovot im EÜK vorstellen.

Für viele von uns war es die erste Gelegenheit, sich mit anderen (Nachwuchs-)Übersetzern auszutauschen. Jeder Teilnehmer brachte eine Übersetzungsprobe mit. Von Jugendliteratur über autobiographische Werke bis hin zu Kindertheaterstücken war alles vertreten. Herausgekommen ist eine Woche voller interessanter Gespräche und Diskussionsrunden, neuer Erfahrungen und Ideen und eine bessere Vorstellung davon, was es bedeutet Literatur zu übersetzen. Dabei war die Hilfe der Mentoren unentbehrlich.

Mehrstimmiges Feedback hilft bei der Arbeit

Jeden Tag wurden zwei Texte in der Gruppe besprochen. Das Tolle daran war, dass man nun sehen konnte, wie der übersetzte Text unterschiedlich wirkte, und einen Eindruck davon bekam, an welchen Stellen man weiterarbeiten musste und welche sehr gut gelungen waren. Nicht selten kam es vor, dass

übersetzerische Probleme direkt in den Diskussionsrunden gelöst werden konnten. Daran merkte man, wie wichtig es ist, sich unter Kollegen und Kolleginnen auszutauschen.

Die Mentoren gaben uns Tipps, die einfach, aber sehr hilfreich sind: z.B. die Schriftart und die Schriftgröße zu ändern oder den Text auszudrucken, weil einem dann viel mehr Fehler auffallen, aber auch laut vorzulesen, damit man merkt, ob der Text den richtigen Rhythmus hat. Wir alle konnten aus dem großen Erfahrungsfundus der Profis schöpfen. Die Mentoren nahmen sich immer Zeit, um mit uns an unseren Texten, zu arbeiten und richteten unseren Blick auf kleine Details.

Auch Autoren sind nicht unfehlbar

Uns wurde unter anderem bewusst, dass nicht alles, was der Autor schreibt, auch wirklich stimmen muss oder korrekt ist. Das gilt vor allem, wenn es darum geht, Bewegungen zu beschreiben. Hierzu hielt Andreas Tretner einen sehr informativen Vortrag über die Verbalisierung von Mimik. Manche Wörter oder Ausdrücke gibt es nur in der jeweiligen Sprache, sodass man als Übersetzer manchmal sehr innovativ sein muss, um ein entsprechendes Äquivalent zu finden. Daneben hielten die Mentoren Vorträge, die uns über den Buchmarkt und den Übersetzerberuf informierten. Extra dafür angereist waren Martin Mittelmeier (Lektor des Luchterhand Verlags) und Dagmar Schruf (Literaturagentin). Uns wurde klar, wie schwierig es gerade für uns Nachwuchsübersetzer sein wird, »ins Geschäft einzusteigen«. Vor allem bei Sprachen wie Englisch und Französisch gibt es viel Konkurrenz. Der Übersetzerberuf hat viel mit Geduld zu tun, nicht immer wird man sich mit dem Autor oder dem Lektor einigen können, doch er ist einer der interessantesten und kreativsten Berufe überhaupt.

Nathalie Rouanet-Hertl

»WAS GIBT'S HIER ZU LACHEN?«

Ysper, 27. Österreichisches Übersetzerseminar, 6.– 8. Mai 2011

- Was machen Sie?
- Ich bin Übersetzerin.
- Ich meine »beruflich«.
- Ach, wissen Sie, ich verdiene so viel mit Übersetzungen, dass ich gar nicht zu arbeiten brauche.

Mit diesem brancheninternen Witz eröffnete Ines Mitterer das 27. Österreichische Übersetzerseminar zum Thema »Humor und Witz in Original und Übersetzung«. Traditionsgemäß beginnt das Wochenende am Freitag Nachmittag mit einer Podiumsdiskussion zum gewählten Thema. Drei ReferentInnen aus verschiedenen Horizonten schilderten ihre Erfahrungen mit der Übertragung von Witz und Humor von Kultur zu Kultur und gaben Einsicht in ihre Arbeitsweise: Schriftsteller, Publizist und Kabarettist Jaromir Konecny führte uns Unterschiede zwischen dem tschechischen und dem deutschen Humor wortwörtlich vor Augen (»Der Witz und seine Grenzen«). Robin Detje, der sich »wie ein Holzhacker auf einem Forstologenkongress« fühlte und behauptete, die Brauseprozesse seiner *Kopfsprachspülmaschine* seien unbeschreiblich und unvermittelbar, überzeugte uns jedoch davon, dass Komik keine leichte, sondern eine überernste Form ist (»Komik ist asozial«). Und Tanja Frank zerlegte für uns die Arbeitsgänge bei der Filmsynchronisation von *Willkommen bei den Sch'tis* (»Von Blödbommeln und anderen Eigenheiten«). Diesen genre- und sprachübergreifenden Präliminarien, die für Heiterkeit sorgten, folgte eine rege Diskussion.

Workshops von C wie Charms bis P wie Pynchon

Am nächsten Tag verteilten sich die 55 TeilnehmerInnen auf fünf Workshops. Werner Richter befasste sich mit einem komplexen Text von Thomas Pynchon. Die russische Gruppe, unter

der Leitung von Alexander Nitzberg, übersetzte erfolgreich einen absurden Text des avantgardistischen Schriftstellers Daniil Charms. Schreibwerkstatt-TeilnehmerInnen überraschten uns mit druckreifen witzigen Texten. Leider reichte die Zeit offensichtlich nicht aus, um sich von Jaromir auch noch die passende Bühnengestik anzulernen.



Eine Workshoprunde im Halbschatten. Foto © Brigitte Rapp

Die Französisch-Werkstatt war für alle Neuland, da Tanja Frank uns in die vielschichtige Arbeit der Filmsynchronisation anhand von Beispielen aus *Willkommen bei den Sch'tis*, aber auch aus dem Film *Die fabelhafte Welt der Amélie* und aus *Micmacs – Uns gehört Paris!* einführte. Was tun zum Beispiel, wenn eine Filmfigur sich ausschließlich in Redewendungen und Sprichwörtern ausdrückt und diese noch dazu mit einer Geste begleitet? Oder wie geht man mit Wortspielen um oder mit Kulturspezifika, die keine Äquivalenz im Deutschen haben? Vom Aspekt der Lippsynchronität bei Großaufnahmen gar nicht erst zu sprechen. Die Stimmung war entspannt, humorvoll und anregend, und die Gruppenarbeit brachte viele Ideen.

In einem Auswertungsfragebogen war zu lesen: »So ein Wochenende bräuchte ich einmal im Monat zum Krafttanken!« Der Satz könnte von mir sein.

Ricarda Essrich

WIR WÜNSCHEN GUTE UNTERHALTUNG: SEMINAR ZU UNTERHALTUNGSLITERATUR IM EÜK Straelen, 18. – 22. Mai 2011

Es sollte um Unterhaltung gehen bei diesem Seminar im EÜK in Straelen. Genauer: um das Übersetzen von Unterhaltungsliteratur. Zwölf lernwillige Übersetzer und Übersetzerinnen sowie die Seminarleiterinnen Helga Frese-Resch (Lektorin bei Kiepenheuer und Witsch) und Isabel Bogdan (Literaturübersetzerin) fanden sich im EÜK ein, um zu übersetzen, zu lehren, zu lernen und zu unterhalten.

Platitüdenjargon macht sich breit

Einen großen Teil des Seminars machte die Textarbeit aus. Anhand der Übersetzungen, die wir mit unserer Bewerbung eingereicht hatten, wurden Übersetzungsprobleme, typische Stolpersteine und stilistische Unfeinheiten besprochen. Trotz des unterschiedlichen Erfahrungsstands der Teilnehmenden verlief die Textkritik sehr sachlich, produktiv und noch dazu lustig, wenn wir wieder eine dieser nichtssagenden, abgedroschenen Phrasen entdeckten, von denen in der Unterhaltungsliteratur so reichlich Gebrauch gemacht wird. In unsere Sprache schlich sich im Laufe der Tage ein sehr unterhaltsamer Platitüdenjargon ein. Kaum einer, der sich nicht gerade mit seiner Hand an den Kopf griff, um sich die Haare zu raufen, wenn es knifflig wurde, mitunter hörbar seufzte oder mit gekreuzten und abgenickten Beinen in der Bibliothek saß. Und kaum einer, der sich

nicht beim Abschied eine über die Wange rollende Träne mit seiner Hand aus dem Gesicht wischte.

Die Nachmittage waren für Vorträge und Übungen reserviert. Die Bibliotheksleiterin Dr. Regine Peeters gab einen so umfangreichen und anregenden Einblick in nützliche Wörterbücher und Nachschlagewerke, dass im Anschluss Massenbestellungen für Dornseiff und Co. bei einschlägigen Internetantiquariaten eingingen. Helga Frese-Resch ließ uns einen Blick auf die andere Seite der Frontlinie (die zwischen Übersetzern und Verlagslektorat gelegentlich wahrgenommen wird) werfen, gab Empfehlungen für Honorarverhandlungen und Ratschläge für eine produktive Zusammenarbeit zwischen Verlag und Übersetzer. Unglaublich kreative, amüsante und spannende Geschichten entstanden, als Isabel Bogdan uns Märchen und Gedichte modernisieren ließ.

Fazit: Original als Anregung nehmen

Was haben wir gelernt? Dass dem Übersetzer manchmal nur bleibt, »den Originaltext als Anregung zu verstehen«. Dass Danksagungen des Bedankten Freud, des Übersetzers Leid sind. Dass man Stroh nur selten zu Gold spinnen, allenfalls in schöneres Stroh verwandeln kann. Und jetzt sorgen wir wieder – jeder und jede für sich – für (hoffentlich) gute Unterhaltung.

Hedwig M. Binder

8. WOLFENBÜTTLEGER GESPRÄCH

17.-19. Juni 2011

Zum achten Mal nun kamen sie, die Damen und Herren der Übersetzerzunft nebst einigen Lektorinnen, einzeln oder in Grüppchen, aus allen Himmelsrichtungen zum Wolfenbütteler Gespräch angereist. Luis Ruby, der 2. Vorsitzende des VdÜ, eröffnete die Jahrestagung der Literaturübersetzer. Er dankte Susanne Höbel, Brigitte Jakobeit, Andreas Jandl, Karen Nölle und Michael Zillgitt für die Organisation der Tagung, und gab bekannt, dass Susanne Höbel künftig ihren Platz mit Elke Link tauschen wird, die zusammen mit Stefanie Jacobs für das Lesefest am Freitagabend zuständig war. Josef Winiger, der sechzehn Mal die von ihm ins Leben gerufene Übersetzerwerkstatt Französisch und Deutsch geleitet hat, überreichte er als Dank und Anerkennung für sein Engagement die Ehrengabe des VdÜ.

Nach einem launigen Grußwort des Wolfenbütteler Stadtrats Thorsten Drahn stand Berufspolitisches auf der Tagesordnung. Hinrich Schmidt-Henkel, der 1. Vorsitzende des VdÜ, gab einen kurzen Abriss über die Entwicklung unserer Honorarsituation und die Vergütungsverhandlungen mit den Verlagen seit der Novelle des Urhebervertragsrechts im Jahr 2002 und dankte den Kolleginnen und Kollegen, die es auf sich genommen haben, den Gerichtsweg zu beschreiten. Er erklärte, dass die vom Bundesgerichtshof vorgegebenen Mindestsätze bei den Nebenrechtsbeteiligungen einen verbindlichen Rechtsanspruch darstellten. Zwar seien die Verträge im Schnitt heute besser, lägen aber trotzdem noch unter dem, was uns laut BGH zustehe. Er prangerte Trickereien an. Vor allem Verlage, die Nebenrechte im eigenen Haus verwerten, zeigten wenig Neigung zu Vergütungsverhandlungen, weshalb verstärkt das Gespräch mit jenen Verlagen gesucht werden soll, für die der Verkauf von Nebenrechtslizenzen wesentlich zur Refinanzierung beitrage. Jedem Einzelnen empfiehlt er nachdrücklich, sich über unser Recht schlau zu machen und zu versuchen, es mittels Vertragsanpassung und notfalls Klage durchzusetzen – der Verband stehe allen mit Rat und Tat zur Seite.

Vorschlag für eine neue mythologische Leitfigur

Die Glückwünsche an Burkhart Kroeber und Andreas Tretner zum Christoph-Martin-Wieland-Übersetzerpreis bzw. den Internationalen Literaturpreis - Haus der Kulturen der Welt un-

terstrich die Versammlung mit kräftigem Applaus, ebenso die Grüße an den erkrankten Helmut Frielinghaus. An seiner Stelle hielt nun Burkhart Kroeber den Eröffnungsvortrag, in dem er anhand der schillernden Gestalt des Ermes Marana aus Italo Calvinos »Wenn ein Reisender in einer Winternacht« ein literarisches Porträt des traduttore – traditore zeichnete und vorschlug, statt Hieronymus oder Sisyphos den griechischen Gott der Kaufleute und der Reisenden, der Diebe und der Betrüger, der Redekunst und der Wissenschaft Hermes, dessen Name mit dem Quecksilber ebenso verbandelt ist wie mit der Herme-neutik, zur mythologischen Leitfigur unseres Metiers zu küren.

Nach leiblicher Stärkung im Wok-In ging es am Abend zum traditionellen Lesefest in die Schünemannsche Mühle, wo Kolleginnen und Kollegen an vier verschiedenen Stellen geistige Nahrung boten. Die reichte vom »Tischlein, deck dich!« im Mühlenfoyer, über »Scheidewege« im Wintergarten im ersten Stock und »Komisches in der Religion« im Wintergarten im zweiten Stock bis hinauf zum Theaterdach, wo etwas über die »Kunst seinen Chef anzusprechen und ihn um eine Gehaltserhöhung zu bitten« zu erfahren war. Bei diesem Lesereigen sollen sogar Einheimische gesichtet worden sein. Wie schon in den Jahren zuvor klang auch dieser erste Abend über dem gnadenlos rauschenden Mühlbach mit Gesprächen bei Wein und Wasser aus.

Chick-Lit? Quietsch, bumm, zack!

Am Samstagmorgen dann sah man alle aus allen Himmelsrichtungen ihren Werkstätten zustreben. Im Ratssaal übten sie englisch Freischwimmen, ließen im Theaterdach den Körper erwachen und den Geist spielen, setzten sich im Schlossfoyer mit Fragen des Stils auseinander und lasen im Mühlenfoyer gekonnt vor, berieten in der Kommission über Sparmaßnahmen, schlugen sich im Rathaus mit fremden Sprachen in der Fremdsprache herum, bloggten im Bürgermeisterzimmer und richteten im Fraktionsraum ihren Computer ein. Mittags trafen sie sich dann zum Laufen, plauschten in der Mühle, ließen sich durch die Stadt oder die Herzog-August-Bibliothek führen, oder sie entflohen dem Trubel und machten sich mit einem Mittagsschläfchen für den Rest des Tages fit. Nachmittags ging es nämlich im Mühlenfoyer mit Niederländisch und in der Kommission »total plempem oder hochgradig dement« mit stilistischen Entscheidungen weiter; am runden Tisch im Rathaus wurde über Transkriptionspolitik und im Ratssaal über Ergonomie am Arbeitsplatz verhandelt, während man sich im Fraktionsraum weiter der Einrichtung von Computern widmete; im Theaterdach wollte man wissen, wer um Himmels willen Chick-Lit lese, aus dem Bürgermeisterzimmer drang es »Quietsch, bumm, zack!« und im Schlossfoyer probten die Stimmgewaltigen »glockenhell hoch bis bodenlos tief« für den musikalischen Rahmen der Feierlichkeit am Abend in der KuBa-Halle.

Hieronymusring: Nessie als neues Symboltier

Diese begann mit Rücksicht auf knurrende Mägen eine halbe Stunde früher als bislang und stand im Zeichen der Weitergabe des Hieronymusrings von Ulrich Blumenbach an Karin Krieger. Nach einem »Jubiläum« des Chors rühmte der bisherige Ringträger seine »Hieronymustochter« für das politische Standing in ihrer Auseinandersetzung mit dem Piper Verlag und ernannte das Ungeheuer von Loch Ness zu ihrem Symboltier. Als Trägerin des Hieronymusrings für würdig erachtete er sie jedoch wegen ihrer großartigen Übersetzungen aus dem Italienischen, in denen sie stets die Balance zwischen hohem Ton und Schwulst zu halten wisse. Ihre Demut gegenüber dem Original sei kein Ausdruck der Unterwürfigkeit, sondern resultiere aus Können und Selbstbewusstsein. Karin Krieger bekannte, das Leben habe sie gelehrt, dass es keine Vollkommenheit gebe und das Original stets unerreichbar sei. Einer guten Übersetzung dürfe der Kraftaufwand nicht anzumerken sein. Sie zürnte jenen, die ihre Muttersprache missbrauchten und beschädigten, da dies

auch zu einer Beschädigung des Denkens führe, sprach über die Macht und Ohnmacht der Wörter und las abschließend eine Passage aus Alessandro Bariccos »Land aus Glas«. Zum guten Ende wünschte der Chor »Guten Abend, gut' Nacht«.

Bis es allerdings so weit war, dass alle unter die Deck' schlupften, verging noch so manche Stunde. Schließlich hieß es vorher mit dem vom Hanser Verlag spendierten Sekt auf die neue Hieronymusringträgerin anstoßen, das wie gewohnt üppige Büffet stürmen, schmausen und süffeln und sich den vom bewährten DJ-Team Lang & Scheidt aufgelegten Rhythmen tänzerischen Ausdrucksformen hingeben.

Sibylle Lewitscharoff ermuntert zum Rhythmus

Am Sonntagmorgen dann sah man sie wieder, die Damen und Herren der Übersetzerzunft nebst einigen Lektorinnen aus allen Himmelsrichtungen der Kommission zuschleichen, um sich in guter Tradition zur Abschlussveranstaltung »Eine Autorin trifft ihre Übersetzer« zu versammeln. Diesmal befragte Rosemarie Tietze als Moderatorin die argentinische Kollegin Isa Baricco und den bulgarischen Kollegen Ljubomir Iliev nach den Tücken der Übersetzung von Sibylle Lewitscharoffs in Bulgarien angesiedeltem Roman Apostoloff, worin uns in der Figur des Rumens erneut ein Hermes begegnete. Der Roman wurde in den Herkunftsländern der beiden erwartungsgemäß sehr unterschiedlich aufgenommen. Auf's Tapet kamen Wortspiele wie Gemach, Gemächt, gemacht oder die sexuelle Konnotation eines religiösen Begriffs wie Hodigitria ebenso wie die leicht verschobene deutsche Idiomatik in »wie in den Wind sprechen« und dialektal Eingefärbtes wie Herrgottzack, die Fülle von Schallverben, Vorsilben und Substantivierungen im Deutschen ebenso wie literarische Anspielungen auf Stifters Witiko oder die Häsenschule. Sowohl Isa Baricco als auch Ljubomir Iliev lobten Sibylle Lewitscharoffs Offenheit für Übersetzungsprobleme und ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Sibylle Lewitscharoff gab dieses Lob zurück und betonte, dass es ihr eine große Ehre sei, wenn sich jemand aus einer anderen Sprache über ihren Text beuge. Als Autorin müsse sie das Buch in die Welt entlassen, die damit mache, was sie wolle. Leser wie Übersetzer dürfen es frei interpretieren. Sie bescheinigte deutschen Übersetzungen eine gewisse Perfektionitis und forderte die versammelte Übersetzerzunft unter großem Applaus auf, sich bei der Arbeit durchaus Freiheiten zu nehmen und in erster Linie den Rhythmus eines Buches zu beachten, »weil der ans Herz geht«.

Zum Abschluss der Tagung dankte Hinrich Schmidt-Henkel allen Beteiligten, der Stadt Wolfenbüttel und der Bundesakademie für kulturelle Bildung. Katrin Harlaß bat die Kolleginnen und Kollegen, sich am Internationalen Übersetzertag am 30. September zu beteiligen und sich wegen Plakaten an sie zu wenden. Das nächste Wolfenbütteler Gespräch, zum dem das Organisationsteam gern Anregungen entgegennimmt, findet vom 15. bis 17. Juni 2012 statt. Am Sonntagmittag dann sah man sie, die Damen und Herren der Übersetzerzunft nebst einigen Lektorinnen, einzeln oder in Grüppchen, dem Bahnhof zustreben, wo sie sich wieder ballten und spätestens in Braunschweig in alle Himmelsrichtungen zerstreuten.

NACHRUFE

GISELA PERLET (1942 – 24.12.2010)

Sie war die Doyenne der deutschen Dänisch-Übersetzer: Gisela Perlet aus Rostock. Wie erst Anfang dieses Jahres bekannt wurde, verstarb sie am Heiligen Abend 2010.

Geboren wurde sie 1942 in Magdeburg, aber ihre Kindheit hat sie in einem malerischen Dorf nicht weit davon verbracht, in Gutenswegen in der Börde. Dort wurde sie im Februar auch

bestattet. Das zeugt von Heimatverbundenheit. Sie war im Norden verwurzelt, aber in ihrem Kopf war eine ganze Welt. Sie hatte in Greifswald studiert, von dort kamen die Nordisten der DDR. Lange Jahre war sie Lektorin im Rostocker Hinstorff Verlag gewesen, ihr »wichtigster Lehrer«, wie sie selbst sagte, war der früh verstorbene Kurt Batt, Cheflektor bei Hinstorff, auch ein eingefleischter Norddeutscher. Er hatte bedeutende ostdeutsche Autoren zum Verlag geholt, er war ein Marxist, »dessen Berufung die kritische Literaturanalyse war«. Er war Gisela Perlets Vorbild, aber imitiert hat sie ihn nicht, die aktuelle Literatur interessierte sie weniger, sie übersetzte überwiegend Klassiker. Dass dies keineswegs Sicherheit vor eifrigen Politwächtern garantierte, zeigte sich drei Jahre nach Batts Tod: 1978 wollte sie eine Auswahl aus Kierkegaards *Entweder-Oder* neu übersetzen und herausgeben, doch das erfüllte den stellvertretenden Kulturminister der DDR Klaus Höpcke mit großem Unmut. Seine Vorwürfe kann man heute mit einem Lachen quittieren, für Gisela Perlet war es weniger lustig, ihr wurde gekündigt. Künftig musste sie sich als freie Übersetzerin behaupten.

Übersetzen war ihr Hauptwerk

Sie schrieb auch Essays, aber die Übersetzungen waren ihr Hauptwerk. Gisela Perlet, unter anderem mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis und dem Dänischen Übersetzerpreis (als erste überhaupt) ausgezeichnet, war der lebende Beweis, dass auch Übersetzer ein Werk haben können. Ihre Publikationsliste ist respektvoll: unter anderen Søren Kierkegaard, der in jeder Hinsicht anomale, systematische Antisystematiker, Steen Steensen Blicher, der royalistisch-liberale, realistische Aufklärer, Tania Blixen, die adlig-provokante Antirealistin, Herman Bang, der formbewusste, melancholische Dandy, und nicht zuletzt Hans Christian Andersen, immer wieder Andersen, der weltberühmte Märchendichter und – das wird viel zu wenig beachtet – überragende Reiseschriftsteller.

Gisela Perlet hatte die unschätzbare Begabung, ein Schicksal wie das des kleinen Mädchens mit den Schwefelhölzchen anrührend, ja herzerreißend, aber eben nicht sentimental zu schildern. Andererseits wurde sie nicht prosaischer als nötig. Was sie auszeichnete, war ihr Vermögen, die alten Texte nicht aus ideologischen Gründen nüchtern oder sachlich (und dadurch eben auch geheimnislos) zu machen, sondern ihnen ihren alten Charme zu belassen, ohne einen altfränkischen Ton anzuschlagen. Dank ihrer Kunst gehören uns diese alten Texte wieder, ohne wiederum der Zeit, aus der sie stammen, gänzlich weggenommen worden zu sein. Ihre Übersetzung von den siebzig wichtigsten Andersen-Märchen, 1996 bei Diederichs erschienen, ist noch heute die beste überhaupt. 2000 gab sie dann eine treffsichere Auswahl seiner Tagebücher heraus.

Affinität zu ihren Autoren

Eine Voraussetzung des Übersetzerglücks sei die »Affinität zum jeweiligen Autor«, hat Gisela Perlet gesagt. Es ist bestimmt kein Zufall, dass sie sich die oben genannten Dichter aussuchte, eher formbewusste Einzelgänger, Antiideologen durch die Bank, mit denen sie dann ihre Gespräche führte, die manchmal auch Streitgespräche werden konnten, wie sie einmal sagte.

Wer sie etwas kannte, konnte sich gut vorstellen, dass man sich bestimmt hervorragend mit ihr streiten konnte. Denn sie war ehrlich und engagiert, und sie hatte diesen sehr norddeutschen trockenen Humor und Witz. Der ihr auch half, den gnadenlosen Kampf gegen den Krebs zu führen, dem sie noch viele Jahre abringen konnte und der sie dann schließlich doch besiegte. Ihre letzte Arbeit war die Übersetzung eines »Romans in 111 Stücken« von Arthur Krasilnikoff, einem Dänen mit russischem Urgroßvater. In diesem Buch mit dem Titel *Das Auge des Wals* schildert Krasilnikoff die Jahre seiner Kindheit auf den Färöern. Das möge ein Trost sein, dass diese schwerkranke Frau zuletzt einen Text übersetzte, in dem ein Mann, etwa gleich alt wie Gisela Perlet, von seinen Kinderjahren auf

dem Lande erzählt und von seiner Entdeckung der Phantasie. Manchmal kann man bei der Lektüre nämlich den Eindruck bekommen, die Übersetzerin habe sich an sich selbst erinnert, an die kleine Gisela und ihre Kinderjahre in jenem Dorf in der Magdeburger Börde, wo sie vielleicht auch die Poesie in den Dingen, Steinen, Büschen, entdeckte, so wie es Krasilnikoff auf den Inseln im Nordatlantik erging.

Peter Urban-Halle

REZENSIONEN

Guy Deutscher: Du Jane, ich Goethe, 381 S.; Im Spiegel der Sprache, 320 S.; beide übers. v. Martin Pfeiffer, München: C.H. Beck 2008 bzw. 2010; 24,90 € bzw. 22,95 €

Guy Deutschers erstes auf Deutsch erschienenes Buch *Du Jane, ich Goethe* nimmt trotz des selten dämlichen Titels (Orig.: *The Unfolding of Language*) sofort für sich ein: beginnt es doch mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe, das vor allem eine Hymne auf und Dankrede an den Übersetzer Martin Pfeiffer ist. Und das zu Recht: ein Buch über die Entstehung und Entwicklung der menschlichen Sprache, das im Original sehr stark mit englischen Beispielen und Strukturen arbeitet, ins Deutsche zu übertragen, ist nicht bloß eine Übersetzungsleistung, sondern vielmehr eine große gemeinsame linguistische Anstrengung von Autor und Übersetzer.

Der Sprachentstehung auf der Spur

Das eigentliche Buch beginnt mit einem paradoxen Lob auf die Sprache: »... die größte Erfindung der Menschheit – obwohl sie natürlich nie erfunden wurde.« Von diesem Paradox handelt das Werk. Denn Sprache an sich, alle Sprachen scheinen so komplex konstruiert, dass man sich kaum erklären kann, wie sie ohne kreativen, ordnenden Willen entstanden sein sollen.

Der Sprachforscher Deutscher, 1969 in Tel Aviv geboren, in Cambridge in historischer Linguistik promoviert, lehrt an der Universität Leiden; er versucht Lösungen für das Rätsel zu finden, die Herausbildung sprachlicher Komplexität zu verfolgen, und er tut das mit großer Gelehrsamkeit, originellen Ansätzen und – besonders erfreulich – viel Humor. Außerdem widerlegt er mit Verve den kulturpessimistischen Unsinn vom stetigen »Sprachverfall«. Als Hauptagenten des Sprachwandels identifiziert er zwei menschliche Eigenschaften: Faulheit (Grund für »mühesparenden Wandel«, also Abschleifungen aller Art) und Übertreibung (Grund für metaphorisches Sprechen im weitesten Sinn, das dann durch Gewöhnung/Abnutzung/Faulheit wiederum zu normalem Sprachgebrauch wird); dazu tritt ein Bedürfnis nach Ordnung, das unser Sprechen systematisiert.

Ungewöhnlich, aber angenehm lesefreundlich: Deutscher liefert ausführliche wissenschaftliche Demonstrationen und Erläuterungen, z.B. anhand des Aufbaus semitischer Sprachen, in sechs langen Anhängen, zu denen man gleich blättern, die man aber auch später lesen oder ohne größeren Verständnisverlust ganz weglassen kann.

»Alle Sprachen wandeln sich ständig.«

Im zwei Jahre später erschienenen *Im Spiegel der Sprache* (Orig.: *Through the Language Glass*) versucht Deutscher sich an der Frage, »warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht«. Das scheint für unseren Berufsstand natürlich besonders interessant, doch das Buch fällt an Originalität, Erkenntnisbreite und -tiefe gegenüber dem Vorgänger ein wenig ab. Der weitaus größte Teil beschäftigt sich mit der unterschiedlichen Farbwahrnehmung und -benennung in verschiedenen Spra-

chen/Kulturen, ausgehend von William Gladstones Untersuchungen zur Farbgebung bei Homer und damit zum Farbensinn der alten Griechen. Auch das ist wieder spritzig und spannend aufbereitet (wer wusste beispielsweise, dass die Farbenblindheit erst nach 1875 aufgrund eines schweren Eisenbahnunfalls in Schweden systematisch erforscht wurde?), wird ergänzt durch ebenso interessante Beobachtungen zu abweichenden Raum- oder Zeitkonzepten in einigen Gesellschaften und räumt mit einflussreichen sprachhistorischen Irrtümern und Legenden auf. Doch insgesamt wird die Ausgangsthese nicht erhärtet, dass nämlich die Sprache unsere Wahrnehmung(sfähigkeit) tatsächlich massiv beeinflusst.

Trotzdem liest man beide Bücher mit Gewinn, und besonders *Du Jane, ich Goethe*, gerade bei dtv als Taschenbuch erschienen, ist trotz des abschreckenden Titels uneingeschränkt empfehlenswert.

Ingo Herzke

Hermann Ehmann: *Endgeil – Das voll korrekte Lexikon der Jugendsprache*, 2. erweiterte und überarbeitete Auflage, München: C.H. Beck 2008, 180 Seiten, Taschenbuch. 9,95 €, und

Hä?? Jugendsprache unplugged 2011. Deutsch – Englisch – Spanisch – Französisch, Langenscheidt 2011, 168 Seiten, Taschenbuch. 3,95 €.

Wozu ein Lexikon der Jugendsprache in Buchform, wenn es im Internet zahllose Foren mit den allerneuesten Sprachschöpfungen Jugendlicher gibt, die sekundlich aktualisiert werden? Und kann ein solches Lexikon Übersetzern ein nützliches Hilfsmittel sein? Die erste Frage beschäftigt auch Hermann Ehmann. Da sich aber gerade wegen der vielen Websites die Suche nach »seriösen sprachwissenschaftlichen Quellen« im Internet immer mühsamer gestaltet, haben sich viele Wissensdurstige an den Autor gewandt und um ein »systematisiertes, gedrucktes Lexikon zum Anfassen« gebeten. Das Ergebnis (eine Fortsetzung der ersten drei Jugendsprachen-Bände) enthält neben den zirka 500 Worteinträgen mit Erläuterungen eine kurze sprachwissenschaftliche Übersicht über die wichtigsten Merkmale der gegenwärtigen Jugendsprache und einen theoretischen Überblick für ihre Verwendung. Zum guten Schluss gibt es ein Glossar. Die Artikel sind aufschlussreich und lesen sich unterhaltsam, aber die Wortauswahl wirkt teilweise angestaubt oder oft sogar standardsprachlich (*jdn. zumüllen, jdm. eine reinsemeln, rumzicken* oder *stylish*).

Bei Langenscheidt darf es ruhig mal derb sein

Ganz anders ist das beim Langenscheidt. Hier darf es ruhig derb sein. Über »650 unzensurierte Wörter und Sprüche«, von denen sich etwa die Hälfte auf Geschlechtsverkehr oder Sauf- und Fressexzesse beziehen, *unplugged (hä?)* eben. Viele davon so originell wie »*Elefantenpopel* (Frikadelle)« mit den noch originelleren Übersetzungen (USA / GB) *meatball*, (F) *boulette*, *vian-de hachée*, (E) *albóndiga*. »Knastraline (Frikadelle)« wird identisch übersetzt (scheint eine Speise zu sein, die die Kreativität Jugendlicher in anderen Ländern nicht besonders inspiriert ...).

Das mit den Übersetzungen ist sowieso eine kuriose Sache. Unter dem Eintrag »*einarmiges Reißen in der Halb-Liter-Klasse* (Biertrinken)« findet man beispielsweise vier britische/amerikanische Entsprechungen, von denen hier je ein Beispiel genügen soll: »(USA) *throwing down some brewskies*, (GB) *knocking back some of the amber nectar* (USA / GB) und einen blassen Eintrag für das Französische und Spanische: »(F) *siffler de la bière*; (E) *levantamiento de vaso en barra fija*«. In etlichen Fällen kommt die deutsche Schöpfung aus einem ganz anderen Register als die Übersetzung oder wird standardsprachlich oder als Paraphrase übertragen. So findet man bei »*Gehirnkrücke*

(elektronisches Hilfsmittel z.B. Handy, Navigationsgerät ...)«: (USA / GB) *electronic device*, (FR) *appareil électronique*, (E) *recurso electrónico*. Bunter geht es da bei allem zu, was den Leib betrifft – auch in den Fremdsprachen.

Insgesamt lässt sich sagen, dass der Langenscheidt eher ein Kuriositätenkabinett jugendsprachlicher Momentaufnahmen ist, die noch dazu sehr vom regionalen Sprachgebrauch abhängen. Es scheint ihn hauptsächlich deshalb zu geben, damit Jugendliche sich in den Schulpausen darüber amüsieren und sich ein paar schräge Ausdrücke abgucken können.

Fürs Übersetzen scheint er – schon wegen der Kurzlebigkeit und Unverständlichkeit der Begriffe – überhaupt nicht zu gebrauchen. Anders ist es mit Ehmanns Lexikon. Das ein oder andere Wort ließe sich verwenden und man würde es Dank des Glossars auch finden, ohne das ganze Lexikon durchblättern zu müssen. Aber auch die Erläuterungen zu Sprachbildungsmustern können bei der Wortfindung durchaus hilfreich sein.

Myriam Alfano

OderÜbersetzen. *Deutsch-polnisches Übersetzungsjahrbuch – Karl Dedecius Archiv, Polsko-niemiecki rocznik translatorski – Archiwum Karla Dedeciusa No 1/2010*, Hrsg. Collegium Polonicum, Słubice, 2010, 302 S., ISSN 2081-7835.

Der Auswahlband »OderÜbersetzen. Deutsch-polnisches Übersetzungsjahrbuch – Karl-Dedecius-Archiv« steht unter dem Leitgedanken des Dialogs zwischen verschiedenen Autorinnen und Autoren zum Gegenstand der deutsch-polnischen Übersetzung. Herausgegeben wurde der Band vom Collegium Polonicum in Słubice, einer Gemeinschaftseinrichtung der Europa Universität Viadrina (Frankfurt Oder) und der Adam-Mickiewicz-Universität (Poznan). Diese Institution beherbergt seit 2001 das nach Karl Dedecius benannte Archiv.

In dieser ersten Veröffentlichung des Archivs wird deutlich, dass sich die rund vier Dutzend Autoren auf verschiedenste Weise konventioneller Übersetzungsanalyse und -kritik widmen, aber auch persönlich mit Erfahrungen und Kommentaren zu Wort kommen. Es sind häufig Texte über Texte, die eingängig demonstrieren, wie Übersetzungen vom Erfahrungshintergrund des Übersetzers beeinflusst werden. Inhaltlich knüpft »OderÜbersetzen« an den Grundgedanken »Übersetzung als Erfahrung« an: Im Sinne einer »Grenzerfahrung« werden Fragestellungen zu kulturellen, traditionellen und sprachlichen Divergenzen des Übersetzens diskutiert.

Fundstücke aus dem Dedecius-Archiv

Das Kapitel »Übersetzer im Gespräch« enthält zwei Interviews mit Übersetzern, in denen etwa Berufsvorstellungen und der Umgang mit Kritik besprochen werden. Der Abschnitt »Übersetzungsanalyse« ist der Übergang zur Übersetzungskritik und bildet den wohl wissenschaftlichsten und analytischsten Teil in diesem Jahrbuch. Anhand mehrerer Beispiele werden Texte in ihrer Übersetzung mit der Vorlage verglichen. Der Abschnitt »Translatorisches Lexikon« bietet Einblicke in die Übersetzungsgeschichte und stellt neue Übersetzungskonzepte vor. Die Kapitel »Neue Bücher, alte Bücher«, »Aus dem Archiv« und »Aus der Werkstatt« enthalten Übersetzungsproben und besondere Fundstücke aus dem Dedecius-Archiv. Insgesamt ist die konzeptionelle Ausrichtung dieses Jahrbuchs als begrüßenswert und durchaus gelungen zu bezeichnen.

Hervorgehoben werden muss an dieser Stelle die vielfältige Nutzbarkeit des Werks. Da die einzelnen Artikel so vielfältig wie abwechslungsreich sind und vom Interview über wissenschaftliche Aufsätze bis hin zu – gerade im Entstehen begriffenen – Übersetzungen reichen, ist das Ansprechen einer breiten Leserschaft in diesem Fall durchaus gelungen.

Dorota Tarach

VORHANG ZU – UND ALLE FENSTER OFFEN!

Würden Sie sich splitternackt in einem Schaufenster präsentieren? Nein? Und doch tun Sie das. Jedes Mal, wenn Sie Ihren Windows-Rechner anwerfen und ins Netz gehen, tun Sie exakt das: Sie gehen jedem beliebigen Datenfänger buchstäblich ins Netz, denn Window, das Computer-Fenster, gibt Ihre privaten Daten preis. Wollen Sie's ausprobieren? Achtung, Sie werden erschrecken: Rufen Sie den Browserspy auf¹ und gehen Sie die ganze Liste durch.

Gibt es dagegen keine Abhilfe? Doch, in Maßen. Nicht wirklich, außer Sie schalten Ihren PC ein für alle Mal aus und lagern ihn beim Sondermüll ab. Irgendwo unterwegs auf der langen und verzweigten Route durch das weltweite Spinnennetz kann man immer auf Ihre Daten lauern. Aber mit etwas Vorsicht und Grips kann man sich schon ganz gut schützen.

Das beginnt natürlich damit, dass nur Dummköpfe ihre sensiblen Angaben (Kreditkartennummern, Passwörter) bequem abspeichern. Dann genügt zwar daheim ein einziger Mausclick zum Aufruf, aber auch jeder Spion benötigt bloß einen Klick. Gegen Spam-Absauger schützt man sich durch Ersatz des Klammeraffen mit einem anderen Zeichen. maxi[at]maxi.at genügt aber nicht. So klug, dies zu wandeln, sind auch die Saugprogramme. Mit z.B. maxi beim Anbieter maxi und nach dem Punkt ein at rutschen Sie garantiert durch den Filter, reizen aber dafür Ihre Korrespondenzpartner bis aufs Blut, weil die jedes Mal ihre Adresse komplett neu emaillieren müssen. Und wenn's ans Sörfen geht, nützen solche Mätzchen ohnedies nichts. Guugel merkt sich jeden Ihrer Tastenclicks. Ausprobieren? Surfen Sie ein paar Mal nach einem bestimmten Stichwort, sagen wir: Falkland. Wetten, dass Sie früher oder später im Werbeblock »rein zufällig« eine Falklandreise angeboten bekommen? Und falls Sie dann tatsächlich diese Offerte anklicken, trudeln ein paar Cent aufs Guugelkonto ein – und Sie haben den Keks im heimatlichen Rechner: ein Cookie des Reiseanbieters. Sobald Sie den wieder aufrufen, guckt dessen Rechner in Ihrem nach: Aha, die/den kenn' ich schon. Der/die hat uns in Sachen Falkland besucht.

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Dr. Stephanie Kramer, Danziger Straße 52, 10435 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche, Montréal QC H2J 3J6, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Heidelberg

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

Hilfe! Ich will anonym bleiben!

Hier sind einige Vorschläge für den Hausgebrauch. Wie wär's mit Firefox² als Brauser? In der neuen Version 4.0 bietet er unter »Extra« eine Teil-Anonymisierung (Privaten Modus starten) und das Löschen aller während der Arbeitssitzung aufgerufenen Kontakte an (Neueste Chronik löschen). (Und zu Firefox gibt es tausende Apps, von denen eine Handvoll sogar nützlich ist.)

Als meist völlig ausreichendes Minimal-Angebot, vor allem, wenn man schnell einmal von unterwegs ins Netz einsteigen will, lässt sich der Browzar³ einsetzen. Er hakt hinterher sichtbar alles Gelöschte ab, daher sollte man nie den ebenfalls vorgesehenen Schnellausstieg wählen, denn dann sind alle Effekte futsch.

Eine andere Lösung kommt gratis von Anonymouse.⁴ Die Seite präsentiert sich schön bunt, und ganz oben sind drei Links – einer führt zum anonymisierten Wehwehweh, einer zur Äh-Post und der dritte zum Eigenlob des Anbieters. Wer nicht fensterlt, sondern äppelt, unixt oder sich auf dem smarten Phone mit Android plagt, ist besser bedient with a free offer by TOR, The Onion Router.⁵

Wirklich heikle Informationen übermittelt man zwar am besten nicht per elektronischer Post (haben Sie schon mal was von der Existenz so genannter Briefe gehört und können Sie ein Telefon bedienen?) – wenn es aber doch einmal ganz und gar unvermeidlich ist und Sie ein Maximum an Sicherheit wünschen, ohne dafür zahlen zu müssen, dann senden Sie die Botschaft über einen Re-Mailer. Der schickt die Datei hin und her, verschlüsselt sie dabei jedes Mal neu und benötigt daher schon gelegentlich ein paar Stunden für die Netzreise. Der Webinterface Mixmaster⁶ der German Privacy Foundation kann das sehr gut.

Reaktions-Emotionen sind willkommen:
harranth@dokufunk.org

Wolf Harranth

1) <http://browserspy.dk>

2) <http://www.mozilla-europe.org/de/firefox/features/>

3) www.browzar.com

4) <http://anonymouse.org>

5) <http://tor.eff.org>

6) <https://www.awxcnx.de/anon-email.htm>